Mennonitische Rundschau.

Erscheint jeden Mittwoch.] Herausgegeben von der Mennonite Publishing Company, Elkhart, Ind. [Preis $1.00 per Jahr.

22. Jahrgang. 3. Juli 1901. No. 27.

Aus Mennonitischen Kreisen

Für die Mennonitische Rundschau.

Eine Ansicht über die Untertauchungstaufe,

giebt No. 25 der „Rundschau“, S. 5, 1. Sp., wie dieselbe das Begraben des alten Menschen bedeuten soll u. s. w. Es soll aber dieses Begraben, wovon der Apostel in Röm. 6, 4 redet, schon vor der Taufe angefangen und geschehen sein, wie es im Verfolge bis V. 14 deutlich lehrt. Darum hat Paulus nach meiner Ansicht keine äußerliche leibliche Untertauchung des äußern leiblichen Menschen, sondern vielmehr die Begrabung Christi, und die Begrabung eines jeden Menschen, wenn er gestorben ist, im Auge, um davon Anwendung zu machen auf das Ablegen des alten Menschen in der Taufe, laut Eph. 4, 22—32, und die Tötung desselben, laut Kol. 3, 5—11, indem es dort heißt: „Begraben durch die Taufe in den Tod.“ In Kol. 2, 11 nennt Paulus dies Töten des alten Menschen ein „Beschnittensein mit einer Beschneidung ohne Hände, durch Ablegung des sündlichen Leibes im Fleisch; nämlich mit der Beschneidung Christi.“ Also ist auch die Begrabung durch die Taufe in den Tod eine Begrabung ohne Hände. Dann V. 12 schreibt Paulus ebenfalls von einem „Begrabensein“ mit ihm, in welchem wir auch durch den Glauben, den Gott wirket, geistlich auferstanden sein sollen, wie Gott ihn leiblich von den Toten auferwecket hat; und also auch wir nach der Taufe in einem neuen geistlichen Leben wandeln sollen. Und obzwar Johannes Taufe, mit welcher auch Christus getauft wurde, im Jordan geschahe, indem es Umstand und Gelegenheit so mit sich brachte, weil er in der Wüste am Jordan lehrte und predigte, so heißt es doch in allen Uebersetzungen, daß er „mit Wasser“ taufte, was aber, wenn es wirklich untertauchend geschehen, gegen allen Sprachgebrauch wäre, und müßte dann heißen: „im Wasser.“ Das aber Matth. 3, 15 vom „Erfüllen“ aller Gerechtigkeit, meint, sich allen göttlichen Anordnungen im Gehorsam unterwerfen; obgleich er der Taufe zu dem Zwecke, wozu sie von Gott dem Johannes befohlen, nicht bedürfe.

Es war aber auch die Taufe Johannes, obzwar auf Befehl Gottes, Luk. 3, 2. 3, und vom Himmel, Matth. 21, 25, noch nicht die neutestamentliche evangelische Taufe, obgleich auch eine Taufe der Buße zur Vergebung der Sünden (Mark. 1, 4; Luk. 3, 4), sondern nur eine Vorbereitung zum Eingang in das Reich Gottes, durch Annahme des durch Christum gebrachten Evangeliums; denn der Inhalt seiner Predigt bei der Taufe war: Thut Buße; die Zeit ist erfüllet und das Reich Gottes ist herbei gekommen; glaubet an das Evangelium. Mark. 1, 15. Als aber Jesus das Erlösungswerk vollendet, und nun wieder gen Himmel fahren wollte, befahl er seinen Jüngern eine ganz andere Taufe an, nämlich: „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Matth. 28, 19. 20; Mark. 16, 15. 16. Zur Zeit Johannes des Täufers aber war der Heilige Geist noch nicht da; denn Jesus war noch nicht verkläret (Joh. 7, 39), weshalb auch Paulus die 12 Jünger, die mit der Taufe Johannes getauft waren, mit der Taufe Christi taufen ließ. Apstg. 19, 1—7. Doch sollten die Apostel des Herrn den Auftrag Christi mit Taufen nicht eher anfangen, bis sie erst mit dem Heiligen Geist und mit Feuer von ihm getauft sein würden, laut Apstg. 1, 4. 5, wie Johannes mehrfach von ihm gesagt hatte. Matth. 3, 11; Mark. 1, 8; Luk. 3, 16. Und diese Verheißung erfüllte sich an ihnen zehn Tage nach seiner Himmelfahrt am jüdischen Pfingstfeste, wie zu lesen Apstg. 2, und somit hatte Jesus seinen Aposteln in der Geistes- und Feuertaufe zugleich auch die Form der neutestamentlichen Wassertaufe angewiesen, wie auch Johannes der Täufer allerwärts, wo er von seiner Taufe redet, die Geistestaufe und die Wassertaufe neben einander stellt. Denn von dieser Geistestaufe ist die Wassertaufe seit der Zeit ein Sinnbild, welches uns lehren soll, das Bedürfnis derselben zu erkennen, und um dieselbe zu flehen und zu bitten; denn ohne dieselbe hat die Wassertaufe keine Verheißung zur Seligkeit, laut Röm. 8, 9. Durch diese Geistestaufe aber wird uns versiegelt das Evangelium von unserer Erlösung, denn dieser Geist ist das Pfand unseres Erbes zu unserer Erlösung, durch welchen wir erst sein Eigentum werden zum Lobe seiner Herrlichkeit, laut Eph. 1, 13. 14. Darum auch Paulus schreibt, 1. Kor. 12, 13: „Wir sind durch einen Geist alle zu einem Leibe getauft, und sind alle zu einem Geist getränket.“ Und diese Geistestaufe wird durch die Wassertaufe bezeichnet und bedeutet. Die Begrabung des alten Menschen aber wird bedeutet durch die Begrabung Christi und die eines jeden Menschen, wenn er gestorben ist. Eine Untertauchung aber hat keine Aehnlichkeit mit einer Begrabung, indem man nichts begräbt, das noch lebt, freilich auch nicht mit einer Handvoll Erde, aber auch nicht im Wasser, sondern in den Tod; wie Paulus Röm. 6, 4 ausdrücklich lehrt. Alle Leser mit Eph. 1, 15—23 grüßend, verbleibe ich ein Wanderer nach der himmlischen Heimat. Isaac Peters.

Vereinigte Staaten.

Kansas.

Alexander, den 17. Juni 1901. Zuvor einen herzlichen Gruß an den lieben Editor und an alle Rundschauleser. Es ist schon eine geraume Zeit verflossen, seit wir für die „Rundschau“ etwas geschrieben, und da wir durch dieselbe viele Freunde aufgefunden haben, so muß ich nochmals versuchen, etwas zu schreiben. Zuerst gehe ich nach Rußland zu meinem lieben Bruder, Peter Böse. So wie wir gehört, muß er noch in Taschenak bei Aaron Martens sein, und wenn er nicht selbst die l. „Rundschau“ liest, so ist vielleicht jemand anders da, der ihm diese Zeilen zu lesen giebt. Lieber Bruder Peter, wie geht es euch dort? Sehnt ihr euch nicht zuweilen nach fernen Geschwistern? Ich glaube, ihr werdet auch denken und sagen, wenn wir doch sehen könnten, was der Bruder Heinrich Böse oder was die liebe Schwester Helena macht, sonst hast du jetzt keine Geschwister mehr. Jetzt gehe ich zu meiner Frau Geschwister, als da sind, Frau Franz Vogt in Marienthal und Frau Gerhard Görzen in Schönsee. Beide sind meiner l. Frau Schwestern. Warum schreibt ihr nicht einmal an uns? Wir haben gehört, daß ihr noch alle lebt. Liebe Schwester Justina, hast du den Brief nicht erhalten? Bitte, schreibt mal. Jetzt gehe ich noch zu meiner Frau Stiefmutter, Witwe Dietrich Dück, Neukirch. Wir werden euch jetzt alle Briefe schicken; schreibt uns auch und seid alle herzlich gegrüßt. Es sind noch mehr Freunde in Rüßland, nämlich David Funken, Prangenau; Gerhard Isaak und Jakob Dück, Neukirch; Abraham und Margaretha Penner, Wernersdorf. Seid alle herzlich gegrüßt. Gesund sind wir so ziemlich, nur hat meine Frau viel Kopf- und Zahnweh. Sie läßt sich jetzt die Zähne füllen.

In 10 Tagen wollen wir anfangen mit Weizenschneiden. Wenn nichts dazu kommt, so bekommen wir eine schöne Ernte.

Nebst Gruß,

Heinrich und Katharina Böse.

Hillsboro, den 24. Juni 1901. Werte „Rundschau“! Durch die wöchentliche Unterhaltung der teuren Brüder und Freunde beim Lesen der „Rundschau“, werde ich ernster hingezogen, wiederholt in diesem werten Blatte zu erwidern, und bitte auch dieses Mal es aufzunehmen und laufen zu lassen bis in die Hände derer, die es schätzen und würdigen. Der erste ernste Bericht gilt allen Freunden und Bekannten des l. Bruders Franz Grönig, auferzogen in Margenau, Rußland, bei seinem Stiefvater, Jakob Wiebe und im Jahre 1874 nach Amerika ausgewandert; daß derselbe vorigen Freitag, den 21. Juni, nach 19stündiger Krankheit gestorben ist und gestern, Sonntag, unter sehr großer Teilnahme zur Grabesruhe gebracht wurde. — Der alten Tante, Witwe Heinr. Dürksen, Margenau, sei hiermit mitgeteilt, daß ihre Freunde Warkentins, Gössel, Kansas, den Wunsch ihrer greisen Tante erfüllt haben und ihren 81. Geburtstag zum feierlichen Familienfeste machten und auch für die liebe Tante Fürbitte bei Gott einlegten; wozu auch ich und meine l. Frau eingeladen waren, auch dort sein wollten, aber durch Krankheit verhindert wurden. — Den Brüdern von Margenau für gegebene Berichte unsern Dank. Der Ortsname „Friedensruh“ in der „Rundschau“ gab mir große Hoffnung, auch ferner den Familiennamen Joh. Harms zu finden. Doch es war schließlich dessen Schwager, Peter Reimer. Glückliche Erinnerung! Unter den vielen uns nachgefolgten Briefen war der letzte von Geschwister Heinrich Wienßen, Steinfeld, welchen wir von Halbstadt, Rußland, bis in unsere Hand, in 15 Tagen erhielten. Von wem wird der nächste sein? Wir schauen wartend in die Zukunft, und werden aus Liebe und Pflicht antworten. Hier ist es jetzt Ernte, und so wie man annimmt, eine gesegnete, stellenweise den Schaden der Hessenfliege abgerechnet. — Zum Gruß diene Luk. 12, 35—40. — Gott helfe uns.

Abr. Harms.

Kalifornien.

Long Beach, den 18. Juni 1901. Zuvor einen herzlichen Gruß! Werter Schwager Jakob Kanke! Unerwartet kam uns die Nachricht in No. 22 der „Rundschau“, daß du mit deiner Familie noch am Leben bist und jetzt in Samara, Jugowka, auf einer neuen Ansiedlung wohnst, was uns sehr interessiert hat. Wir haben uns alle sehr gefreut, daß du, lieber Schwager, uns noch nicht vergessen hast. Danke schön für deine in Liebe erwiesene Nachricht aus so weit entferntem Lande. Wir, deine l. Schwester und ich, wünschen dir mit deinen l. Kindern das beste Wohlergehen in eurer neuen Heimat.

Will versuchen, lieber Schwager, dir einen kurzen Bericht über unsere Verhältnisse hier mitzuteilen. Gesund sind wir, Gott sei Dank, nach alter Gewohnheit. Es wird dir ja bekannt sein, daß ich schon seit längerer Zeit an Asthma leide, deswegen ich auch von Oklahoma wegging, denn das Klima war mir dort zu wechselhaft und dazu zu kalt. Für einen gesunden Menschen ist es dort jedoch gut zu leben. Weil ich schon früher einmal von Kansas nach Kalifornien gegangen war, so wußte ich, daß das Klima im südlichen Kalifornien gesünder für mich sein würde, weil es hier eine tropische Gegend ist, und niemals Winter wird, ist also für solche engbrüstige Leute hier gut, weil die Luft hier an der Küste des großen Weltmeeres rein ist. Es sollten mehr Leute dieses Klima probieren (wenigstens doch solche, die die Mittel dazu haben), und zum Winter hierherkommen; es thut etlichen Leuten sehr gut. Hier wohnen Leute aus allen Staaten der Union, aus Rußland und andern Ländern. Es soll dieses nämlich die gesundeste Gegend in Amerika sein. Nun, lieber Schwager, wachsen thut hier kurzum alles, was man pflanzt, Apfelsinen und Zitronen in Hülle und Fülle, so daß man sie verfaulen läßt. Kein Mensch glaubt es, was hier für Obst zu Grunde geht. Ich war kürzlich in einem Zitronengarten, es lag darinnen so voll, als wenn sie gesät wären, ganz gelb, und die Aeste hingen noch so voll, daß sie bis an die Erde langten und so war es auch mit Apfelsinen-Bäumen und mit verschiedenen anderen Früchten, das ganze Jahr hindurch. Aber hier ist eine Zeit, da es nicht regnet, vom Monat Mai bis zum September. Eine Ernte kann man während der Regenzeit ziehen und wenn man mehr haben will, muß man bewässern. Es ist hier bei uns alles gut geraten; wie es in andern Teilen Kaliforniens ist, im nördlichen Teil, kann ich nicht sagen, weil Kalifornien von Süden bis Norden 700 Meilen lang ist. Also, lieber Schwager, genug von diesem. Ich will euch diesen Brief, wenn es dem lieben Editor gefällig ist, durch die werte „Rundschau“ bringen, um euch wissen zu lassen, wie es uns geht und wo wir uns befinden. Also wir wohnen eine halbe Meile von der Küste. Ich habe hier vor einem Jahr fünf Acres Land zu $800.50 gekauft und bar bezahlt. Ein gutes Haus steht darauf. Haben eine schöne Kuh, Hühner, und Gemüse das ganze Jahr hindurch im Garten. Der Apostel Paulus sagt, wer Nahrung und Kleidung hat, lasse sich genügen; und das wollen wir thun.

Zum Schluß einen herzlichen Gruß an dich und deine Familie sowie an den Editor und alle Leser der „Rundschau“.

Jakob und Juliana Zielk.

Long Beach, Kalifornien.

Canada.

Manitoba.

Myrtle, den 19. Juni 1901. Will ich einen Brief nach Rußland schicken, so muß ich eine Fünf-Cent-Briefmarke daraufkleben. Wir haben noch viele Verwandte in Rußland, und jeder Brief dorthin kostet fünf Cents. Nun will ich aber versuchen, einen kleinen Bericht nach Rußland zu senden für nur zwei Cents und zwar durch die „Rundschau“. Diese hat viele Leser in Rußland und wenn auch nicht alle unsre Freunde Leser derselben sind, so sagt der Leser wohl dem Nichtleser: „Höre, Nachbar, in der „Rundschau“ läßt dein Freund so und so dich grüßen.“ Dann erfahren es viele und ich hatte nur zwei Cents Ausgaben. So sei denn gesagt, daß wir den Brief meines Vaters Abram Ens, wohnhaft bei Js. Bergen in Schönhorst, Rußland, vom 3. Mai alten Stils, (den 15. n. St.) den 3. Juni n. St., erhalten haben. Danke vielmal für die vom dortigen Kirchenältesten mir herausgegebene Bescheinigung. Habe beigelegten Brief an Peter Zacharias, Rosenfeld, befördert. — Wir sind in unserer Familie gegenwärtig gesund. — Seit dem 3. Juni haben wir öfters schönen Regen gehabt, ja den 15. Juni war ein überaus großer Regen. Das Erdreich ist durchnäßt. Giebt Gott seinen Segen, so kann man auf eine schöne Ernte hoffen. — Die Witwe Diedrich Töws soll nach einem siebenwöchentlichen Witwenstande morgen, den 20. Juni, Hochzeit haben mit Heinr. Neufeld, Blumenort, P. O. Gretna. Die Hochzeit wird in Blumenort stattfinden. — Onkel und Tante Isaak Wiens (Rosenbach, P. O. Winkler), die gegenwärtig in Rußland als Gäste weilen, empfangt unsere herzlichsten Grüße. Wir denken zuweilen, ob unser Schwager Joh. Töws, Blumenfeld, Rußland, sich entschließen werde, mit Onkel Wiens zusammen nach Amerika zu kommen? Ich hätte eine schöne Wohnung zum Winter für ihn. — Der Farmer-Elevator in Plum Coulee geht rasch seiner Vollendung entgegen. Der Gesundheitszustand ist befriegend.

Abraham Ens.

Kleefeld P. O., 19. Juni 1901. Werte „Rundschau“! Die Berichte von hier sind etwas mangelhaft und weitläufig, bitte um Entschuldigung. Die Witterung war hier von anfangs Frühling (oder besser Saatzeit) bis zu Anfang dieses Monats trocken. Es war mehr Feuchtigkeit in der Erde wie voriges Jahr, aber doch wurde es bedenklich trocken, und an Murren und Sorgen fehlt's dann auch schon nicht. Aber jetzt hat das ein Ende und wir müssen uns doch beschämt fühlen gegen unsern Schöpfer und Ernährer ob unsrer Verzagtheit, wenn es uns nicht so nach Wunsch geht im Natürlichen. Er sorget für uns. So haben wir denn in den letzten 14 Tagen mehrere schwere und leichte Regenschauer gehabt und die Getreidefelder stehen recht schön. Auch eine mittelmäßige Heuernte ist in Aussicht.

Von Krankheiten ist zu berichten: Die Frau des H. L. Fast ist eine Zeitlang ganz zu Bette gelegen, ist aber, wie es scheint, jetzt auf dem Weg zur Besserung. Auch J. S. Friesen war einige Tage bettlägerig, er hatte wieder

ein wehes Bein, auch das scheint nicht so schlimm wie das erste Mal.

Die Frau des Johann W. Isaak liegt im Wochenbett, ist wohl sonst noch Krankheit dazugekommen und sie schwebt sozusagen, zwischen Leben und Tod. Im allgemeinen ist der Gesundheitszustand befriedigend. Korr.

Steinbach, den 23. Juni. Letzten Montag wurde die etwa zwei Jahre alte Tochter des P. Günter begraben und gestern wurde ein Sohn von 10 Jahren bei Jakob S. Friesens begraben; in beiden Fällen soll es Diphteritis gewesen sein. Zum Besuch hatten wir Quirings, aus Norddakota, hielten sich aber nicht lange auf, auch war das Wetter zu naß, um viel zu spazieren. Hin und wieder wird mit Wiesebrechen begonnen. Ein wenig mehr Regen wäre dazu sehr erwünscht. Kürzlich waren A. S. Friesen und A. K. Friesen von hier nach dem Rainy River Distrikt gefahren, berichten aber wenig Gutes von dort.

Für diesmal mit Gruß schließend,
Ein Leser.

Saskatchewan.

Rosthern, den 19. Juni 1901. Die Witterung ist hier jetzt ausgezeichnet, der Regen scheint das Seine gethan zu haben, und so ist dem Getreide Gelegenheit gegeben, vorwärts zu wachsen, was es dann auch thut.
Wm. Rempel.

Rußland.

Wernersdorf, den 13. Mai 1901. Zuvor einen herzlichen Gruß an den lieben Editor und an alle Rundschauleser. Zum ersten Male möchte auch ich der „Rundschau" etwas mit auf den Weg geben, wenn's der l. Editor erlauben und annehmen möchte. Zuerst komme ich nach Gretna, Manitoba, zu dem Vetter meiner Frau, Erdmann Nikkel. Du fragst in der „Rundschau" in No. 6 d. J. nach deinem Bruder Abraham Nikkel. Der wohnt gegenwärtig noch in Alexandrowka (Heinrichsfeld), bei Puchtin, hat von Dietrich Wiebe, dem neuen Besitzer Heinrichsfelds, Land angenommen auf die Hälfte zu besäen. Dann fragst du nach Aron Nikkels Kinder. Von denen sind nur noch meine Frau, Maria, und ihre Schwester, Katharina (Abraham Friesens, Altonau), am Leben. Friesens geht es nur sehr knapp. Peter Nikkel wohnte auf der Memrikschen Ansiedlung. Er ist schon vor etlichen Jahren gestorben, hatte sich noch kurz vorher zum zweiten Male verheiratet. Hat eine trauernde Witwe und sechs verwaiste Kinder hinterlassen. Wir wohnen in Wernersdorf, Halbstädter Bezirk. Es geht uns im Irdischen ganz gut und haben nichts zu klagen. Wir haben hier zwei Vollwirtschaften, haben aber nur drei Töchter am Leben, von denen zwei verheiratet sind. Die älteste, Maria, (David Regehr) wohnt in Blumenheim; die zweite, Katharina, (Abraham Peters) wohnt bei uns zu Hause, Helena ist unter den Taufkandidaten. Meine Frau hatte vor ein paar Jahren viel am Krebsschaden zu leiden, ist aber, Gott sei Dank, wieder gesund, nur daß sie es etwas schwer mit der Luft hat. Ich hatte im Winter ein Geschwür im Kopfe, welches mir fast den ganzen Winter viel zugesetzt hat, die aber nun mit Familie zusammen, Gott sei Dank, gesund. Berichte noch, daß die Tante Johann Görz in Sparrau vor zwei Jahren gestorben ist. Wo wohnt Witwe Johann Nikkel, lebt sie noch? Wo sind Onkel Abraham Nikkels Kinder, von Lichtenau stammend? Jetzt komme ich zu meinem Vetter, Peter Wolff, Henderson, Nebraska. Lieber Vetter, laß doch auch einmal etwas von dir hören, wenn nicht anders, dann doch wenigstens durch die „Rundschau". Auch Bruder Johann Wolff, Ufa, Rußland, wird um ein Lebenszeichen gebeten. Witwe Johann Regehr von Bingham Lake fragt in No. 17 nach ihrem Bruder Kornelius Nikkel und Schwägerin Wilhelm Nikkel, weiß vielleicht nicht, daß von ihrem Bruder Johann Nikkel noch Kinder in Wernersdorf wohnen.—Das Getreide sieht hier vielversprechend aus.

Nebst Gruß an alle
Peter u. Maria Wolff.

Samara. — Alles, was ihr thut mit Worten oder mit Werken, das thut alles im Namen des Herrn Jesu und danket Gott und dem Vater durch ihn. Kol. 3, 17. Auch das Schreiben für die „Rundschau" wenn wir anderes Christentum beanspruchen, darf auf anderem Wege nicht geschehen. Denn es kommt die Stunde, wo wir auch dafür Rechenschaft ablegen werden müssen, und wie gerne würde da ein jeder dann sehen, wenn er dabei stets die Ehre Gottes und das Heil der Menschheit im Auge gehabt hätte. Mir kommt das Schreiben für die „Rundschau" sehr verantwortlich vor, zumal die „Rundschau" in so sehr viele Häuser und Familien einkehrt. Da können wir ja, falls wir Gott von Herzen lieb haben, in unsern Berichten manchem ein Geruch des Lebens zum Leben, aber auch umgekehrt, ein Geruch des Todes zum Tode werden. Es sollte uns deshalb das Schreiben für die „Rundschau" gründlich Gebetssache sein, auf daß die „Rundschau" in ihrem weiten Kreise und bei den vielen Besuchen, die sie macht, den herrlichen Zweck der Reichsgottesarbeit nicht verfehlen möchte. O, laßt es uns ernstlich angelegen sein, auch das l. Blatt ein Teil des Lichts der Welt ausmachen möge, und der göttliche Liebeshauch Jesu in die Häuser und Herzen seiner Leser gebracht werde. Jesu Jünger und Jüngerinnen Beruf ist ja, „Salz der Erde und Licht der Welt" zu sein, Matth. 5, 13. 14. Das Salz hat ja die Wirkung, es durchdringt, macht schmackhaft, bewahrt. Das Licht der Welt hat die Wirkung, es erleuchtet, erwärmt und fördert das Wachstum. Wehe uns aber, wenn die „Rundschau" als dummes Salz erfunden würde, und wir wären mit Schuld daran, daß sie in Gottes Augen keinen Wert haben würde, oder wenn das Blatt mit seinen Berichten das Licht der Welt unter den Tisch stellte oder sogar unterm Scheffel bedeckte, anstatt auf den Tisch zu stellen. Es ist ein sehr liebes Blatt, weil es von nah und fern, von Freunden und Bekannten Nachricht bringt und oft Totgeglaubte unter den Lebenden verzeichnet bringt und lieb, sehr lieb, hab' ich's gewonnen, daß es auch Besprechungen über die weltbefreiende, rettende Liebesabsicht Gottes aufnimmt. Wie erfreulich also, daß auch die „Rundschau" die göttliche Thatsache, Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben" unter die Menschheit ausrufen, ja eine unvergleichliche Liebe verkündigen darf. Welcher irdische Vater oder Mutter würde einer sie hassenden, verachtenden, sich von ihnen wendenden Menschheit ihren lieben Sohn oder Tochter dahingegeben haben. Und doch hat Gott diese Thatsache bewiesen, ohne jegliche Bedingungen, daß die Menschheit zuerst anfangen müsse, ihn zu lieben, sich von Laster und Sünden loszureißen, sich zu ihm zu wenden, zu ihm zu beten, ihn von Herzen zu suchen und dergleichen. Nein, von allem dem nichts; nicht heißt es, er wird oder würde, wenn die Menschheit anfinge sich zu bekehren, sondern er hat's gethan. Diese Gabe ist der Menschheit gegeben, welche sie haben muß, um selig zu werden, und völlige Befreiung von der Knechtschaft der Sünde zu empfangen. Er hat völlige Herrschaft über die Sünde. Luk. 1, 74. 75; 1. Joh. 1, 7. 9; Röm. 6 und 8. Aber mit dieser Erfahrung bekannt zu werden, darin zu leben, erfordert eine Bedingung der letzten Hälfte des schon angeführten Verses, Joh. 3, 16. Auf daß alle, die an ihn glauben nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. An ihn glauben heißt: sich selbst sterben, oder mit andern Worten: „Will mir jemand nachfolgen, der verleugne sich selbst", oder „wer nicht absagt, alles was er hat, kann nicht mein Jünger sein." „So wir im Lichte wandeln, wie er im Lichte ist, haben wir Gemeinschaft untereinander" und „das Blut Jesu Christi, seines Sohnes, macht uns rein von aller Sünde." Also nicht nur von einigen Sünden befreit, sondern von aller Sünde. 1. Joh. 1, 7. Und Vers 9 heißt es: „Und reinigt uns von aller Untugend." Herr, lehre uns alle deine Liebe und unsere herrliche Bestimmung in ihrer Länge, Weite, Höhe und Tiefe erkennen.

Ein Rundschauleser.

Im Wolkenkratzer.

Skizze aus dem modernen Amerika.
Von D. B. Warren.

Was ein „Skyscraper", zu Deutsch ein Wolkenkratzer ist, weiß wohl auch schon bei uns in Deutschland ein jedes Kind, und die kolossalen, turmartigen Gebäulichkeiten, die unter diesem Namen in Amerika aufgeführt worden sind, kennt man allgemein aus Illustrationen. Wenig oder gar nichts aber weiß man in Deutschland von den eigentümlichen Einrichtungen dieser Bauungetüme, die in ihrem Betriebe, in ihrer Einwohnerzahl und in ihren Einrichtungen kleine Städte repräsentieren. Es wird jedermann interessieren, einmal, wenn auch nur im Geiste, einen Besuch in einem solchen Wolkenkratzer zu machen.

Man hat solche turmartigen Bauten zum erstenmal im Jahre 1889 in Chicago errichtet, und das ganze System ist daher kaum 12 Jahre alt. Veranlaßt fühlte man sich dazu durch den fortwährend steigenden, ins Ungeheuerliche gehenden Preis der großstädtischen Grundstücke. Man kam nicht auf einmal auf diese Wolkenkratzer, man baute schon vorher Gebäulichkeiten von acht bis neun Stockwerken. Dann entschloß man sich aber in Chicago plötzlich, das erste Gebäude von 26 Stockwerken zu bauen, und dies fand in New York und in einer Anzahl anderer großer Städte Nordamerikas bald Nachahmung.

Als ich das erste Mal ein derartiges Gebäude betrat, hatte ich eine gewisse Aengstlichkeit zu überwinden. Mir schien der Bau denn doch nicht solide genug, und wenn ich daran dachte, welch furchtbares Gewicht die Mauern zu tragen haben, war ich überzeugt, daß sie es eigentlich nur aus Gutmütigkeit thaten und berechtigt wären, jeden Augenblick zusammenzubrechen. Das war jedoch ein großer Irrtum, denn diese riesenhaften Gebäude ruhen überhaupt nicht auf Mauern. Die Außenwände dieser Wolkenkratzer sind sehr dünn, meist hohl und bestehen aus einer äußeren und einer inneren Lage glasierter Ziegel, zwischen denen sich ein leerer Raum befindet. Wollte man diese Gebäude nach gewöhnlicher Art aus Mauerwerk herstellen, so würden die unteren Mauern so dick sein, daß man in den unteren Stockwerken überhaupt keine Räume anlegen könnte. Es würden dort nur Gänge oder kleine Zellen übrig bleiben. Das ging also nicht. So griff man zur Eisenkonstruktion. Das Grundwerk eines Wolkenkratzers ist ein Eisengerippe, das durch Rahmen in Stockwerke geteilt ist; das Eisengerippe wird dann von außen mit Ziegeln verkleidet. Sein Gewicht ist also verhältnismäßig gering.

Wir treten nunmehr mutig in den neuesten Wolkenkratzer ein, der in New York errichtet worden ist. Das Gebäude hat im ganzen 32 Stockwerke; 29 über dem Erdboden und drei unter dem Erdboden. Es ruht auf solidem Felsen, und man ist an einzelnen Stellen des Fundamentes 75 Fuß*) tief hinabgegangen, um die Eisenkonstruktion fest in dem Felsen zu verankern. Es hat einen rechtwinkligen Grundriß, an der schmaleren Seite zehn Fenster, an der längeren Seite 14 Fenster Front und steht gänzlich frei. Seine Höhe über der Straße beträgt 390 Fuß. Das Erdgeschoß enthält große Läden. Im übrigen dient das Gebäude vor allem Geschäftszwecken. Es befinden sich zwar auch Wohnungen darin, aber nur solche von Geschäftsinhabern, welche ihre Bureaux in dem Gebäude haben. Es wohnen hier Geschäftsleute aller Art, ferner Rechtsanwälte, Ingenieure, Patentanwälte, Aerzte, Agenten. Im ganzen Hause und bis hinauf zum Dach giebt es nur steinerne und eiserne Treppen, der Feuergefahr wegen. Man kann aber keinem Menschen zumuten, 29 Stockwerke hoch hinaufzuklettern. Daher sind 20 Fahrstühle angebracht, welche fortwährend im Betrieb sind. Einzelne dieser Fahrstühle gehen bis zum zehnten Stockwerk, dann steigt man um und in andere, die von dort weiter hinauf führen. Es giebt solche, die nur bis zum fünften Stockwerk gehen, wieder andere, die in der mittleren Höhenlage die Verbindung herstellen. Durch diese verschiedenartigen Fahrstühle hat man nie nötig, wenn man von einem Stock zum anderen will, oder wenn man nur einen Weg von zwei bis drei Stockwerken machen will, einen Hauptfahrstuhl in Anspruch zu nehmen und so anderweitiger Benützung zu entziehen.

Der Beamte, der den Fahrstuhl lenkt, giebt uns beim Auffahren (wir machen einen Besuch im zwanzigsten Stock bei einem Freunde) einige Aufklärung. Die Aufzüge befördern täglich 60,000 Menschen. Das Haus hat 950 benützbare Räumlichkeiten. Die Mieter und ihre Gehilfen, also die Commis, Laufburschen, Buchhalter, Kassierer, Maschinenschreiberinnen u. s. w. bilden eine Bevölkerung von ungefähr 6000 Personen. Zu diesen kommen etwa noch 2000 als Bedienung oder zum Besuch anwesende Personen, so daß man die tagsüber in dem Hause befindliche Bevölkerung auf durchschnittlich achttausend Menschen schätzen kann. Während der Geschäftsstunden, wo die Kunden, Geschäftsfreunde oder Klienten der Mieter kommen, die in den Sprechzimmern oder Bureaux zu thun haben, befinden sich noch ein paar tausend Menschen mehr in dem Gebäude, mit deren Köpergewicht der Baumeister zu rechnen hatte, als er das Haus baute.

Diese Zahlen sind geradezu verblüffend und geben einen Begriff von der Bedeutung des Verkehrs in einem derartigen Wolkenkratzer.

Unser Freund und Landsmann im zwanzigsten Stockwerk hat drei Räumlichkeiten gemietet. Ein Zimmer davon ist sein Bureau, in welchem er seine Geschäfte als Ingenieur erledigt und seine Kundschaft empfängt, das zweite ist das Wohnzimmer, das dritte das Schlafzimmer.

„Wird es dir nicht langweilig," frage ich den Freund, „täglich mehrmals die immerhin einige Zeit dauernde Fahrt mit den Aufzügen zu machen?"

Der Ingenieur schüttelt den Kopf. „Ich fahre gar nicht oft," sagt er. „Ich benütze den Aufzug vielleicht zwei- oder dreimal und nur für einige Stockwerke. Aus dem Hause komme ich überhaupt tagelang nicht."

„Ja, hast du denn keine Ausgänge zu machen?"

„Wozu? Ich habe zum Beispiel in den letzten zehn Tagen das Haus nicht verlassen. Ich kann alle meine Bedürfnisse hier im Hause selbst befriedigen. Es giebt hier Leute, die wochenlang nicht aus dem Wolkenkratzer herauskommen. Wir haben es ja so unendlich bequem. Wollen wir uns Bewegung machen, so können wir die Treppen hinauf- und hinuntersteigen, das ist eine kleine Bergtour. Unser Restaurant befindet sich im achtundzwanzigsten Stockwerk. Wenn man zu den Mahlzeiten hinauf- und wieder heruntersteigt, hat man sich so viel Bewegung gemacht, wie bei einem Spaziergang. In dem Restaurant, in dem man sehr gut verpflegt wird und in dem in den Abendstunden ein sehr gemütliches Leben herrscht, hat man alle mögliche Unterhaltung. Man kann da oben Zeitungen lesen, Vergnügungen beiwohnen, man hat eine wunderbare Aussicht über die Stadt und Umgebung, und kann stundenlang allein mit der Beobachtung von New York aus der Vogelperspektive sich beschäftigen. Will ich Schreibpapier haben, so gehe ich nach dem schönen Laden — gerade ein Stockwerk über mir ist einer — oder ich schicke meinen Laufburschen. Wir haben sogar im fünften Stock ein Geschäft für Herrenwäsche und allerlei kleine Bedarfsartikel für Herren, das gut geht, trotzdem es nur auf die Kundschaft im Hause angewiesen ist. Ich bin hier so vollkommen sicher, denn es sind 20 Detektivs im Hause verteilt, die Tag und Nacht auf den Gängen und Treppen patroullieren, und deren Aufgabe es ist, Bettler fernzuhalten, auf Taschendiebe zu achten und überhaupt für die allgemeine Sicherheit zu sorgen. Wir haben auch ein eigenes Feuerwehrkorps, klein, aber genügend für einen ersten Angriff. Es besteht aus den Leuten der Hausverwaltung. — Damit du dich über alle Verhältnisse orientierst, werde ich dich zu dem Chef der Hausverwaltung begleiten. Dieser hat sein Bureaux im sechsten Stock und besorgt das Vermieten, Einziehen der Mieten, die Anstellung der zahlreichen Beamten für die Aufzüge und die Beaufsichtigung der Reinigungsabteilung, welche abends und zur Nachtzeit Treppen, Gänge, Bedürfnisanstalten u. s. w. auf das Sauberste reinigt. Diese Reinigung ist sehr leicht, denn wie du siehst, sind alle Wände im Innern und Aeußeren des Hauses aus glasierten Ziegeln hergestellt, die sich leicht abwaschen lassen. Der Fußboden besteht ebenfalls aus glasierten Ziegeln oder aus Glas. Wir sind gewissermaßen eine kleine Stadt; den Chef der Hausverwaltung kannst du als den Bürgermeister und die Angestellten als die städtischen Beamten betrachten. Wir haben unsere eigene Wasserleitung, die aus Tiefbrunnen gespeist wird. Wir pumpen das Wasser bis hinauf auf das Dach, wo sich ein großes Sammelbecken befindet. In den verschiedenen Stockwerken sind überall Röhren, an welche sofort die vorhandenen Spritzenschläuche angeschraubt werden können, wenn ein Feuer ausbricht. Ein solches kann nicht allzu gefährlich werden, denn das Gebäude selbst besteht aus Materialien, die nicht brennen. Es handelt sich immer nur um die innere Einrichtung der Zimmer; das Feuer, das vor einigen Monaten in einem Wolkenkratzer ausbrach, hat bewiesen, daß, wenn nur für genügenden Wasserdruck und genügende Wassermassen gesorgt wird, keine besondere Gefahr dabei ist."

(Fortsetzung auf Seite 4.)

*) Die Maße sind englisch. Ein englischer Fuß hat 30,5 Zentimeter, ein Zoll 2,53 Zentimeter.

Unterhaltung.

Gaudentius

von

Rev. G. E. Davies.

(Fortsetzung.)

Sie war ein Mädchen von ungefähr 24 Jahren, groß und anmutig; ihr Gesicht trug einen süßen Ausdruck, obgleich es wenig mit der vollendeten Schönheit jener Zeit gemein hatte. Das kohlschwarze Haar, welches eine klare, hohe Stirn überschattete, war nach der einfachsten, schlichtesten Mode in einem Knoten im Nacken frisiert — eine Mode, die in jener ausschweifenden Zeit ungeheurer Chignons, Puffs und Locken als außerordentlich altmodisch und simpel angesehen wurde. Es war keine Zierde in den dunkeln Haarmassen, obgleich ein einfaches Stirnband oder Spange, die das Haar in Ordnung zusammenhalten sollte, über dem anderen Teil des Kopfes angebracht war und sich hinten in dem Knoten verlor. Ihre Gesichtszüge, einzeln genommen, waren nicht schön: ihrem blassen und bräunlichen Teint war sie durch keine Toilettenkunst, die damals alle Modedamen zu brauchen pflegten, zu Hilfe gekommen. Keine Ohrringe glitzerten in ihren Ohren, etwas Unerhörtes in jenen Tagen!

In der That, mit Ausnahme eines kleinen Siegelringes an ihrer linken Hand hätte man vergeblich nach Gold- oder Schmucksachen in ihrem Anzuge suchen können. Ihr Kleid war einfach, jedoch nicht so einfach, um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Sie war in die lange Tunika oder das Hauskleid der Römerin gekleidet, das unter der Brust mit einem engen Gürtel zusammengehalten wurde und in einfachen Falten über ihre mit Sandalen versehenen Füße herabfiel. Eine einfache schwarze Kante des allbekannten griechischen Musters lief um den Hals und den Rand des Gewandes. Andern Schmuck oder Zierde hatte es nicht.

Ich habe Marcellas Kleid aus einem besonderen Grunde beschrieben, nämlich weil es so verschieden von dem war, was man hätte von einem jungen Mädchen ihrer Stellung zu dieser Zeit in Rom erwarten können. Denn Gaudentius war als erfolgreicher Architekt reich. Er war gegen seine einzige Tochter freigebig. Und doch waren nicht ein halb Dutzend Damen in Rom in ihrem Range und Reichtum, welche so einfach gekleidet gingen. Damen von halb so großem Vermögen rauschten in chinesischer Seide, wurden fast erdrückt von dem Gewichte ihrer Halsbänder und Amulette, parfümierten die Straßen mit den Odeurs von Schönheitsmittel und trugen auf ihren Häuptern kunstvolle Bauten, welche in ihrem Umfange mit den überspanntesten Haarfrisuren moderner Zeit wetteiferten. Aber Marcella, so sagten viele, machte ihrem Stande Schande, und was sie mit all dem Gelde machte, das ihr Vater ihr gewährte, war den meisten ein Rätsel.

Und dies war das Mädchen, das das Herz des jungen Glykon gewonnen hatte — eines Mannes, dessen Name in ganz Rom wegen der ausgesuchten Wahrheit seines Geschmackes und der Schönheit in allem, was er zeichnete, bekannt war, eines Mannes, dessen ganze Seele mit dem Traume der Schönheit und Lieblichkeit ausgefüllt zu sein schien. War dies, oder war dies vielmehr nicht, unerklärlich? Alle ohne Ausname hielten es für unerklärlich. Aber was allen noch seltsamer schien, war, daß Marcella, ein Mädchen von so geringer Anziehungskraft, die Liebe des schönen jungen Bildhauers nicht zu erwidern schien.

Heute war ihre Begrüßung herzlich, aber nicht mehr. Sie hatten die Gemeinplätze der Unterhaltung zum Gesprächsstoff—die Schönheit des Wetters, die große Hitze des Tages, die Gesundheit des Titus, das Amphitheater. Diesen letzten Gegenstand schien Marcella auffallend zu vermeiden, und wenn Glykon von Zeit zu Zeit von der Ehre und dem Ruhme sprach, den ihr Vater dadurch erlangte, so stützte sie nur ihren Kopf auf ihre Hand, und über ihre Gesichtszüge kam ein Blick unaussprechlichen Schmerzes.

Aber Gaudentius' Rückkehr verzögerte sich, und allmählich waren die Gemeinplätze der Gesellschaft erschöpft. Sie gingen zu andern und interessanteren Gesprächsthematen über, und was vorher ein bloßer Austausch von Höflichkeiten war, wurde jetzt ein wahrer Austausch der Gedanken. Nichts konnte Glykon mehr entzücken, als wenn er jemanden fand, mit dem er frei über tiefere Gegenstände der Gedanken, mit denen sein Geist fortwährend beschäftigt war, sich unterhalten konnte. Den meisten Menschen erschien Glykon reserviert und unnatürlich: das kam daher, daß in dieser römischen Welt niedriger, entarteter Gedanken und mangelhafter Moral der junge Bildhauer selten jemanden fand, der Sympathie hatte für irgend einen höheren Ton des Gefühls oder für irgend einen Ideengang über dem allgemeinen Horizont, in dem zu bleiben sie zufrieden waren. Aber in Marcella hatte er immer ein Wesen gefunden, das nicht nur auf seinen höheren Ideengang eingehen konnte, sondern welches noch auf einem weit höheren Standpunkte als er selbst stand, und während sie mit allem, was in seinen Strebungen edel war, sympathisierte, so kam es doch stets auf irgend eine Weise zum Vorschein, daß sie fähig war, von einer Höhe, die sie schon erreicht hatte, herabzublicken, und dies war ihm ein Geheimnis. War es daher zu verwundern, wenn der junge Mann in diesem einzigen Wesen, das seine höheren Gedanken verstehen und mit seinen edleren Gefühlen sympathisieren konnte, jene Macht erkannte, an welche die Seele des Menschen mit Banden gefesselt ist, denen selbst der Stärkste nicht entgehen kann? Und dazu kam noch das andere Element, welches absolut notwendig ist zur vollkommenen Liebe des Mannes zur Frau —Ehrerbietung; denn er fühlte, daß er ein Wesen liebte, welches ihm dieses Gefühl einflößte.

Heute abend hatten sie zufällig die Unterhaltung auf einen Gegenstand gerichtet, welcher, einmal angeregt, eine ganze Kette von Gedanken mit sich zog. Glykon hatte von der Möglichkeit gesprochen, daß Gaudentius zu der Ehre erwählt werden könnte, den zerfallenen Kapitolischen Tempel des Jupiter wiederherzustellen. Marcella antwortete mit Worten, welche etwas mehr noch als Zweifel an die Gottheit ausdrückten, von deren Heiligtum man sprach. Ihr Gebet wäre, sagte sie feurig, daß ihr Vater niemals seine Hände durch Herrichtung einer Säule oder eines Fries zu Ehren der unheiligen Dinger, die Rom „Götter" nenne, beflecken möchte. Glykon blickte auf sie mit unverhohlener Verwunderung.

„Du sagst: „Dein Gebet ist," aber zu wem kannst du beten, wenn du alle Götter leugnest?"

„Ich bete," sagte sie, „zu einem, der nichts gemein hat mit den niedrigen Eigenschaften, welche die Gottheiten unserer Landsleute entehren. Glykon, du, der du rein in deinen Gedanken und edel im Geist bist, wie kommt es, daß du nicht sehen kannst, was für verächtliche Dinge du in deinen Göttern anbetest?"

Glykon war einen Augenblick still, endlich antwortete er langsam:

„Marcella, du irrst dich in mir. Denke nicht, daß ich einen Augenblick an Geschöpfe glauben könnte, die mit solchen Niedrigkeiten behaftet sind, wie die Menschen unseren Göttern zuschreiben; wie viel weniger könnte ich sie verehren. Und in der That, was unsere Götter anbetrifft, soweit man ihnen die Eigenschaften und Meinungen beilegt, wie die meisten Menschen, so bekenne ich offen, daß ich ein Ungläubiger genannt werden könnte. Aber Marcella, ich habe lange und tief darüber nachgedacht. Ich habe Zeiten des Zweifels und der quälendsten Ungewißheit durchlebt, die ins Gedächtnis zurückzurufen schrecklich wäre, wäre ihnen nicht eine glücklichere Gewißheit gefolgt. Ich konnte nicht, wie es einige thun, die Existenz der Götter bekennen, deren Eigenschaften das Gegenteil von allem Gottähnlichen sind. Aber es ist etwas in mir, welches mir sagt, daß es überirdische Mächte giebt und geben muß, welche die Huldigung unseres untergeordneten Geistes beanspruchen. Und in diesem Sinne bete ich die Götter an, nicht die des Römers von heutzutage sondern die unserer Väter in alten Zeiten. Ich kann manchmal in Minerva sehen, oder ich denke manchmal in Minerva den Ausdruck göttlicher Weisheit, welche sich in der ganzen Schöpfung offenbart, sehen zu können, und in jener Venus, deren Verehrung unsere Landsleute durch erbärmliche Darstellungen schänden, die lebenspendende schaffende Kraft der Erde. Siehe, Marcella, du mußt zugeben, daß es solche Mächte wie diese giebt; die ganze Natur lehrt uns das; und Minerva, Venus und dgl. sind nur Namen, unter welchen wir diese Kräfte anbeten. Und weil unser armer menschlicher Verstand nicht zu allen Zeiten die Idee jener göttlichen Wesen begreifen kann, hat er sie herabgezogen und ihnen menschliche Eigenschaften beigelegt, welche er besser verstehen kann."

„Ich verstehe, was du meinst," sagte Marcella. „Und was denkst du über Bacchus?"

„Ach, Bacchus, ja," sagte Glykon nachdenklich; „ich bekenne, daß ich niemals viel aus ihm machen konnte. Ich fürchte, er ist nicht nur eine von der Höhe herabgezogene Macht, sondern eine, die sich gänzlich tief unten in das Niedere niedergelassen hat, kurz eine göttliche Leidenschaft. Unter uns gesagt, ich glaube überhaupt nicht an ihn."

„Gut, und Jupiter?" sagte Marcella. „Jupiter", erwiderte Glykon, „verehre ich als den Typus der regierenden und leitenden Macht, durch welche alle Mächte der Natur regiert werden. Du gestehst, daß es solche Mächte geben muß, Marcella?"

„Allerdings thue ich das," sagte sie feurig; „aber diese Macht ist nicht Jupiter. Scheint es dir nicht Glykon, daß in diesem System getrennter Mächte, das du ausfindig gemacht hast, ein sonderbarer Mangel an Einheit herrscht? Und siehst du nicht in der Welt und in der Natur, welche du so oft anführst, eine so allgemeine Einheit des Planes und der Regierung, daß kein Mensch bei irgend einem Werke der Natur sagen kann, wo eine Macht ihr Werk beendet und eine andere es beginnt? Und da dies so ist, würdest du nicht lieber an einen allmächtigen Geist glauben, welcher alle diese Mächte und Eigenschaften, deren Existenz du bekennst, vereinigte! Könntest du nicht die Existenz e i n e s Gottes zugeben eher als die vieler?"

„Möglich, Marcella, wenn irgend einer mir die Existenz irgend eines solchen Gottes beweisen könnte!"

Einen Augenblick schwieg Marcella, wie schon viele andere durch eine Frage stutzig gemacht, auf die keine Antwort erfolgen kann. Die Existenz Gottes absolut zu beweisen, ist nicht möglich. Und einen Augenblick war Marcella um eine Antwort verlegen. Stracks jedoch gab sie die einzige Erwiderung, die gegeben werden konnte.

„Du verlangst etwas, was bei keinem Glauben möglich ist. Bedenke, Glykon, daß, wenn dieses ein Beweis gegen die Existenz eines Gottes ist, so ist es noch mehr ein Beweis gegen die Mächte, welche du unter dem Namen römischen Aberglaubens anbetest. Kannst du ihre Existenz beweisen? Giebt es unter all dem Aberglauben und verschiedenen Auffassungen, welche über der Erde verbreitet sind, eine, die einen absoluten Beweis von dem Wesen, welches sie anbetet, geben könnte?"

„Ich gebe zu, daß es wahr ist," sagte Glykon. — „Ja sicherlich, gerade die Thatsache, daß jeder Stamm, jede Nation der Welt einen bestimmten Glauben an einen Gott oder an Götter hat, zeigt, daß die Vernunft und das Gewissen des Menschen allgemein die Existenz einer höheren Macht über und außer jenen materiellen Gegenständen bezeugt, welche er um sich herum sieht.

Ja, Marcella, — da schlägst du denselben Gedankengang ein, welchen ich vorher schon gehabt habe."

„Gut Glykon, wenn man nun diesem Sehnen des Menschen nach der Kenntnis Gottes die Idee eines Gottes geben könnte, der gänzlich den Anforderungen seines Verstandes und seiner höhern Natur entsprechen würde! Wenn man dem Menschen eingeben könnte, daß sein Gott einer ist, der allmächtig ist, der sich in alle Naturkräfte vereinigt — und nicht bloß diese, sondern auch alle Tugenden, welche existieren, in einer Vollkommenheit, die weit hinausgeht über alles, was wir verstehen und denken! Wenn man ihm auch zeigen könnte, daß dieser allmächtige Geist unendlich barmherzig und gütig gegen seine Geschöpfe ist und diese Eigenschaften zeigt, indem er Gesetze des Lebens und Führungen offenbart, die nicht nur ihre reinere und bessere Natur hier entwickelt, sondern sie auch zu einem höheren Dasein nach der Trennung der Seele vom Körper im Tode vorbereitet! Glaubst du nicht, daß die Idee eines solchen Gottes das Sehnen eines Menschen weit besser stillen könnte als jene vereinzelten Mächte, welche du dir denkst?"

„Aber wo, Marcella, kann solch ein Gott gefunden werden, und wo ist die Sekte, die die Verehrung eines so reinen und vollkommenen Wesens bekennt?"

Marcella wandte ihre Augen voll auf sein Gesicht und sagte sehr langsam: „In dem Gott der Christen kann ein solches allein gefunden werden!"

Glykon schrak zurück. „Marcella!" rief er aus, „was meinst du? Ist dies das Geheimnis des seltsamen Glaubens, das all deinen Worten zu Grunde liegt? Gehörst du zu jener Sekte, welche alle für so verabscheuenswert erklären?"

„Glykon," erwiderte sie sehr gefaßt, „es ist so. Ich bin Christin."

Sie blickte in sein Gesicht mit einem ruhigen, süßen Ausdrucke, welcher ihrem Gesichte eine unbeschreibliche Schönheit verlieh. Glykon blickte sie einen Augenblick an und lehnte sich dann, indem er eine Hand an den Kopf preßte, wie ein betäubter Mann auf den Tisch.

Keines von beiden hatte die Gegenwart einer dritten Person während der letzten Minuten bemerkt. Der Sklave von draußen stand neben Glykon und weckte ihn aus seinen Träumen durch eine leichte Berührung auf die Schulter. „Ein Bote von Gaudentius ist da, er läßt dich bitten, so schnell wie möglich nach der Werft zu eilen. Deine Gegenwart ist augenblicklich notwendig."

Als er das gesagt hatte, verließ er das Zimmer, indem er sich noch einmal umwandte, um die beiden Inhaber mit schnellem und erstauntem Blicke zu betrachten. Glykon stand ohne ein Wort auf, seine Augen noch weit auf den Tisch vor ihm geheftet, und folgte mit einer Art unzusammenhängender Entschuldigung gegen Marcella den Schritten des Bedienten nach der äußeren Thür.

Sobald das Klappen der Thüren, welche sich hinter ihm schlossen, anzeigte, daß er aus dem Hause war, warf sich Marcella in ihren Stuhl und bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen. Die Selbstbeherrschung, welche sie in so hohem Grade während ihrer Zusammenkunft mit Glykon gezeigt hatte, schien sie jetzt verlassen zu haben. Ihre Lippen bebten, ihre Glieder zitterten, und sie erschien wie eine Person, die unter irgend einer heftigen aber unterdrückten Bewegung litte. Endlich brachen die Worte von ihren Lippen, die sie mehrmals wiederholte: „Herr, vergieb mir — wie ich ihn liebe!"

Keiner wie der Herr und sie selbst wußte das Geheimnis. Daß sie geliebt wurde, war ihr selst und andern kein Geheimnis. Daß sie so tief liebte, wie sie geliebt wurde, war etwas, was selbst nicht von dem geglaubt wurde, der am meisten dabei interessiert war. Indem sie sich durch eine Anstrengung, deren Schmerz keiner als sie selbst schätzen konnte, beherrschte, war es ihr gelungen, allem Entgegenkommen ihres Liebhabers mit einer Gleichgültigkeit und augenscheinlichem Mangel an Gegenliebe entgegenzutreten, welche alle, die sie beobachteten, überzeugte, daß sie Glykon nicht liebe.

Er selbst, der arme Mensch, mußte sich bekennen, daß er kein Zeichen der Liebe ihrerseits in Erwiderung seiner eigenen glühendsten Verehrung entdekken konnte; alles, was er thun konnte, war, zu hoffen, daß sie eines Tages kommen würde.

Und warum, wenn sie ihn wirklich so liebte, wie ich angeführt habe, und wenn seine Liebe zu ihr so offen und allgemein bekannt war, bereitete sie sich solche Schmerzen, um ihre Leidenschaft zu verbergen und seiner Bewerbung zu entgehen? Der Grund muß durch einen Bericht von dem Leben des Mädchens erklärt werden.

Marcella, welche jetzt 24 Jahre alt war, hatte als Mädchen von 14 Jahren ihre Mutter verloren. Ihr Vater, der nur zu gut mit der Verderbtheit römischer Gesellschaft bekannt war, hütete seinen Schatz vor der äußeren Welt mit eifersüchtiger Sorgfalt, die in fast gänzlicher Abgeschlossenheit endete. Von der Gesellschaft der Mädchen ihres Alters getrennt und viele Stunden des Tages ohne irgend eine Beschäftigung allein gelassen, hatte Marcella sich damit beschäftigt, die Bände in ihres Vaters Bibliothek zu studieren, bis ihr Geist eine Tiefe der Gedanken erlangte, die unter ihrem Geschlechte in jenem Zeitalter leichtfertiger Frauen höchst ungewöhnlich war. Einige Jahre vor der Zeit, in der die Geschichte spielt, war sie die Freundin der Praxedes, der Tochter des Pudens geworden — die allerdings viel älter war als sie selbst, aber welche durch einen sympathischen Geist dem jungen, mutterlosen Mädchen eine treue Freundin war. Die Häuser, in welchen die beiden Gefährtinnen lebten, waren dicht neben einander; denn Pudens, der Senator, jetzt hoch bejahrt, lebte mit seinem Weibe Klaudia und zwei Töchtern, Praxedes und Pudentiana, in dem Thale zwischen dem Viminal und dem Esquilinischen Hügel. Es war allgemein bekannt, daß Pudens und seine Familie sich zum christlichen Glauben bekannten und mit genauer Not dem Schicksale ihrer Brüder in der Verfolgung unter Nero entgangen waren. Augenblicklich war der Geist der Verfolgung etwas ruhig, und die kleine Schar von Christen, die sich in ihrem Hause trafen, waren unbelästigt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rundschau.

Herausgegeben von der
Mennonite Publishing Co., Elkhart, Ind.
Redigiert von C. B. Wiens.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00.
" " Deutschland 4 Mark.
" " Rußland 2 Rubel.
" " Frankreich 5 Franken.

Entered at the Post Office at Elkhart, Ind., as second-class matter.

3. Juli 1901.

Aus Indien geht uns das Büchlein „Unter den Telugus“ zu, und wir lernen daraus mit Freuden, daß der Herr sich zu der Arbeit unserer Missionare dort mächtiglich bekennt. Dieses Büchlein enthält die Jahresberichte einiger Missionare, welche von allgemeinem Interesse sind. Die Namen der Berichterstatter sind folgende: Anna Sudermann, Elisabeth S. Neufeld, N. N. Hiebert, H. Unruh, A. und Kath. Hübert und A. Friesen. Wir würden einige dieser Berichts in der „Rundschau“ bringen, wenn wir nicht fürchten müßten, den Verkauf des Büchleins zu beeinträchtigen.

Die National Cash Register Co. in Dayton, Ohio, hat sich einen Weltruf erworben durch die liberale Behandlung ihrer Arbeiter und die vielen trefflichen Einrichtungen, welche dazu dienen sollten, das Behagen der Angestellten zu erhöhen. Wir haben früher den einen oder andern Vorzug hervorgehoben, dessen sich die Arbeiter dieser Co. erfreuten. Seit sieben oder acht Jahren hat Herr J. H. Patterson, der Präsident, für die Hebung der Lage seiner Arbeiter gesorgt, nicht gerade, wie er sich ausdrückt, aus Beweggründen der Menschenfreundlichkeit, sondern aus Geschäftsrücksichten. Er dachte, je mehr er die Lage seiner Arbeiter verbessere, desto besser würden sie selbst sein, und je besser ein Mann oder eine Frau in körperlicher und sittlicher Hinsicht sei, desto bessere Arbeit würden sie liefern. Die nächsten Jahre schienen diesem Gedankengang des Präsidenten recht zu geben. Das Geschäft blühte empor, die Arbeiter verdienten gute Löhne, erfreuten sich vieler Annehmlichkeiten, die in andern Fabriken nicht zu haben waren, und es bestand das beste Einvernehmen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. An Streik war unter solchen Umständen gar nicht zu denken. Und nun kommt vor etlichen Wochen die Nachricht, daß die große Fabrik geschlossen ist und die 2300 Angestellten feiern, so weit sie nicht anderswo Arbeit gesucht und gefunden haben.

Was hat einen so unerwarteten, für den Fernerstehenden ganz ungeahnten Umschlag herbeigeführt? Das Eingreifen der Arbeiterorganisationen, der Unionen. Man wird den Arbeitern gewiß nicht das **Recht absprechen, sich zu Arbeiterverbänden zusammenzuschließen,** um ihre Interessen zu fördern, ihre Lage zu verbessern, ja zu Zeiten sich zu schützen vor Uebergriffen hartherziger und herrschsüchtiger Arbeitgeber. Auch die Nat. Cash. Reg. Co. in Dayton hatte nichts gegen den Eintritt ihrer Arbeiter in die Unionen. Aber gewisse Beamte der Union, die berühmten "walking delegates" voran, mißbrauchten die mit ihrer Stellung verbundene Macht, stifteten Unfrieden und stachelten die Arbeiter auf. Wir können leider auf Einzelheiten nicht so ausführlich eingehen, wie nötig wäre, um klar zu machen, wie mutwillig man das gute Einvernehmen brach, wie kleinlich die Beschwerdeführer waren und wie eigenmächtig verschiedene Sektionen der Arbeiter schließlich die Arbeit niederlegten. Die "walking delegates" machten nämlich mehrere schlimme Entdeckungen. So fanden sie aus, daß die Kompagnie die Handtücher, welche sie den Arbeitern nebst Seife zum unentgeltlichen Gebrauch lieferte, einer Zahl armer Frauen zum Waschen zu geben pflegte, von denen keine zu einer Arbeiterunion gehörte. Das war eine der ersten Beschwerden. Eine andere war, daß die „compressed air springs“, welche sich an den Thüren befanden, von einem Geschäft in Connecticut fabriziert waren, welches den unions nicht freundlich gesinnt war. Diese Entdeckung führte zu einer Versammlung, welche dem Geschäftsführer ein Komitee zusandte, welches verlangte, daß diese Federn sofort entfernt würden. Ihr Wunsch wurde gewährt. Aber andre Streitfragen erhoben sich, die wir nicht alle erwähnen können. Die Kompagnie gab nach, so viel sie konnte. Sie war bis zuletzt erbötig, sich der Entscheidung eines Schiedsgerichts zu unterwerfen; aber das genügte nicht, sondern die Leute stellten die Arbeit ein. So sah sich die Kompagnie gezwungen, die Fabrik zu schließen.

Arbeiter-Unionen und die von ihnen ins Leben gerufenen Streiks sind gewiß wirkungsvolle Waffen im Kampf des Arbeiters gegen die Uebergriffe des Kapitals; aber es giebt auch eine Tyrannei der Union, genauer der Arbeiterführer, welche schließlich dem Arbeiterstand mehr Schaden zufügt als den Arbeitgebern.

Es ist jedenfalls eine falsche, verkehrte Politik, wenn der sog. Arbeiterstand in jedem der sog. besitzenden Klasse Angehörigen einen Feind, einen persönlichen Gegner sieht und jede Schädigung der Kapitalisten für einen Sieg der Arbeiterpartei hält. Auch diese Nat. Cash Reg. Co. Episode liefert wieder den Beweis dafür, daß die soziale Frage auf die Dauer nicht gelöst werden kann, wenn nicht der Geist Christi die verschiedenen Faktoren beseelt. Der amerikanische Arbeiter aber sehe zu, daß, während er in politischer Hinsicht ein freier Mann ist, er nicht in sozialer Beziehung ein willenloses Werkzeug der Führer großer Unionen werde, die bei aller guten Absicht, doch in Vorurteilen befangen oder engherzig beschränkt, auch jede Kleinigkeit zu einer Streit- und Prinzipienfrage ersten Rangs aufgebauscht haben müssen und nach dem Grundsatz erledigt. Die Gerechtigkeit muß siegen, und wenn die Welt darüber zu Grunde gehen sollte.

(Wechselblatt.)

Zeugnisse von Christo

nennen wir die **Sammlung von Predigten,** die wir mit diesem Jahre zur **Ehre Gottes und zur Ausbreitung seines Reiches herauszugeben beginnen.**

Dieselben sollen jährlich in 12 Heftchen erscheinen, und jedes Heft, das zu Anfang eines jeden Monats versandt wird, enthält eine Predigt von einem der Brüder und Arbeiter im Werke des Herrn, die uns ihre Mithilfe an diesem Werke durch Lieferung von Predigten zugesagt haben.

Die „Zeugnisse von Christo“ kosten jährlich portofrei in Rußland 1 Rubel; einzelne Hefte 10 Kopeken, portofrei 12 Kopeken; in Amerika jährlich 50 Cents, einzelne Hefte 6 Cents.

Wir bitten die lieben Leser auch diese Arbeit durch F ü r b i t t e zu unterstützen und an der Verbreitung der Predigten teilzunehmen; die Bestellungen möchte man an die Unterzeichneten möglichst bald einschicken, damit die Höhe der Auflage genauer festgesetzt werden kann.

Der Herr, der diese Zeugnisse segnete, als sie von seinen Knechten an verschiedenen Ortschaften und vor verschiedenen Leuten abgelegt wurden, segne dieselben auch jetzt, wenn sie nun als gedruckte Predigten zu seines Namens Ehre in der Welt hinausgeschickt werden.

Jak. u. Abr. Kröker.
Russia, Station Sarabus, Kol. Spat, Gouv. Taurien.

Briefkasten.

H. Plett, Tiege, Rußland.—Ihre Rechnung ist ganz beglichen.

J. Wiebe, Mountain Lake.—Wo erhielten Sie früher die „Rundschau?“

Im Wolkenkratzer.

(Fortsetzung von Seite 2.)

„Wie steht es nun aber mit der Verbindung nach außerhalb?“

„Die ist so glänzend, wie man es nur wünschen kann. Du weißt, daß hier Telegraph und Telephon in den Händen von Privatgesellschaften sind. Wir haben im Hause ein eigenes Telegraphenbureau und eine eigene Fernsprechstelle. Diese verbindet uns mit jedem anderen Fernsprecher der ganzen Stadt. Außerdem kann man, von seinem Schreibtisch aus durch das Telegraphenbureau nach allen Teilen der Welt vermittelst des Haustelephons beliebig Depeschen aufgeben.“

„Und wie ist es mit der Post?“

„Die Briefträger kommen natürlich auf den Fahrstühlen heraufgefahren. Wir haben aber auch eine eigene Posteinrichtung im Hause, die du sehen kannst, wenn du mit auf den Korridor hinaus kommst. Dort befindet sich eine ziemlich weite, durchsichtige Glasröhre, die an der einen Wand befestigt ist. Sie geht oben vom Dach bis hinunter zur Eintrittshalle. In jedem Stock ist ein Einschnitt in der Glasröhre, in den wirft man seine Briefe und Drucksachen hinein. Diese gleiten in der Glasröhre hinunter bis in den riesigen Briefkasten, der in der Eintrittshalle aufgestellt ist und von nächstgelegenen Postamte in kurzen Zwischenräumen geleert wird. Da die Röhre aus Glas ist, kann man stets genau kontrollieren, ob auch keine Verstopfung eingetreten ist, und ob die Briefschaften auch glatt bis in den Riesenbriefkasten gefallen sind.“

„Ausgezeichnet praktisch,“ konnte ich nicht unterlassen zu bemerken.

„Wie alles hier,“ bestätigte mein Freund. „Die Gänge sind alle hell, wie man überhaupt beim Bau der Räumlichkeiten dafür gesorgt hat, daß mindestens ein Fenster jedes Raumes an einer der Außenfronten liegt. Einen Hof hat das Gebäude nicht. Jedes Stockwerk hat nicht nur eine besondere Bedürfnisanstalt, sondern auch einen Baderaum, wo man jederzeit gegen Bezahlung an die Hausverwaltung ein kaltes oder warmes Bad nehmen kann. Wir haben auch im Hause zwei Barbierstuben, wo man sich rasieren und frisieren lassen, eine Bibliothek, die der Hausverwaltung gehört und aus der man sich Bücher borgen kann. Im zweiten Stock befindet sich ein Bankgeschäft mit vermietbaren Fächern in einem diebes- und feuersicheren Schrank. Was willst du mehr?“

„Wie steht es mit der Beleuchtung?“ fragte ich.

„Natürlich haben wir unten in den Kellern eine eigene elektrische Station, die uns mit Licht und Kraft versorgt. Es ist aber auch für alle Fälle noch eine Gasleitung da. Wenn du aber jetzt noch Näheres wissen willst, will ich dich zu dem Chef der Hausverwaltung führen.“

Wir treten hinaus auf den Flur und an eine der automatisch-elektrisch verschlossenen Thüren, die den Schacht, in dem sich der Fahrstuhl bewegt, so lange verschlossen halten, bis dieser bei seiner Ankunft selbst die Thür öffnet. Neben dieser doppelflügeligen Thür befindet sich eine Glasröhre mit rotgefärbtem Oel. Das Oel bewegt sich auf und nieder. Jetzt steigt es, und das ist für uns das Zeichen, daß ein Fahrstuhl heraufkommt. Es wird auf einen elektrischen Knopf gedrückt, und ein Glockenzeichen gegeben, daß wir verstanden sind, und schon nach kurzer Zeit springt die Thür auf, und der Fahrstuhl nimmt uns auf, um uns in den fünften Stock hinunterzubringen, wo sich das Verwaltungsbureau befindet.

Dort giebt man uns einige statistische Daten über das Gebäude: es kostet rund 10,000,000 Mark. Die Baumaterialien, Steine, Glas und Eisen, wogen mehr als 1½ Millionen Zentner. Das Material, das in dem Hause steckt, würde genügen, um ein ziemlich großes Dorf mitsamt einer Kirche aufzubauen. Es werden uns Photographien aus der Bauzeit vorgelegt, die von 14 Tagen zu 14 Tagen aufgenommen sind und uns zeigen, mit welch riesenhafter Geschwindigkeit gebaut worden ist. Das Haus wurde innerhalb 12 Wochen bis unter das Dach hergestellt. Der Baumeister hatte eine Unmasse von Kleinigkeiten zu beachten, als er den Entwurf für das Haus machte. Auch in den amerikanischen Großstädten giebt es — was manchem Leser in Europa vielleicht neu ist — eine sehr strenge Bauordnung, und die Polizei stellt besonders scharfe Anforderungen an die Wolkenkratzer, schon im öffentlichen Interesse. Der Baumeister hat die ersten Schwierigkeiten schon bei der Fundamentierung. Kommt er auf Felsen, wie meist in New York und wie hier in dem Hause, in dem wir uns befinden, so ist es gut. Aber es giebt auch in New York Stellen, wo auf Sand gebaut werden muß, und ganz Chicago steht auf dem Sand am Ufer des Michigan-See. Dann heißt es erst ein künstliches Fundament schaffen. Es werden Tausende von Pfählen von 30 bis 40 Fuß Länge in die Erde gerammt. Dann wird metertief zwischen diese Pfähle Cement gegossen, bis er zu einer harten, felsenähnlichen Masse erstarrt. Dann legt man auf diese Felsenmasse Granitquadern und auf diese brückenartige Eisenträger von fabelhafter Stärke, welche nur mit ihren Endpunkten auf den Granitquadern ruhen. Auf diesen Eisenträgern wird das Gerippe des Hauses erbaut und zwar, wie man nach Ansicht der Zeichnungen sich selbst sagen muß, bombenfest. Trotzdem ist es nicht ausgeschlossen, daß die Fundamente etwas nachgeben, und bei einem der größten New Yorker Wolkenkratzer hat sich die eine Seite in der That etwas gesenkt, so daß eine senkrechte Linie, die man vom Trottoir bis zum Dach des Hauses zieht, eine Abweichung des Daches von neun englischen Zoll gleich 22½ Centimeter aufweist. Das will für die Sicherheit des Hauses jedoch gar nichts sagen.

Eine sehr wichtige Rolle in der Berechnung des Baumeisters spielt der Wind. Ein solches Gebäude bietet dem Winde eine fabelhafte Fläche dar und gestattet ihm eine riesige Einwirkung. Die Rücksichtnahme auf den Wind ist der Grund, weshalb man diese Wolkenkratzer bisher in Turmform gebaut hat und sich noch nicht entschließen konnte, ihnen breitere Fronten zu geben. Die Windseite des Hauses, das heißt die Seite, die dem gewöhnlich wehenden Winde ausgesetzt ist, wird besonders in der Eisenkonstruktion verstärkt und verankert. Die amerikanischen Ingenieure glauben aber, sie werden es fertig bekommen, in der nächsten Zeit durch besondere Verankerungen und Eisenkonstruktionen die inneren Gerippe der Wolkenkratzer so fest herzustellen, daß sie die Fronten verbreiten können.

Wir fahren 380 Fuß hoch hinauf bis zum Restaurant, wo ich mich überzeuge, daß es sich dort oben in den behaglich ausgestatteten Räumen ganz angenehm leben läßt, und daß man eine großartige Aussicht hat. Ganz New York liegt zu unseren Füßen. Meilenweit sieht man hinaus auf die See und hinein in das Land, und nur gedämpft und wie ein gewaltiges Brausen dringt der Straßenlärm der amerikanischen Riesenstadt hier herauf, wo die Luft beinahe so rein und frisch ist, als befinde man sich auf dem Gipfel eines Berges.

Unter den Merkwürdigkeiten, die Nordamerika dem europäischen Besucher bietet, sind sicherlich diese modernen Wolkenkratzer nicht die geringsten, und niemand, der zu seinem Vergnügen hinüberreist, sollte versäumen, ein solches zwar ästhetisch keineswegs schönes, aber echt modern-amerikanisches Riesengebäude zu besichtigen.

Der Arme und das Glück.

Ein armer Mann, erseh'n zum Graben,
Wollt' gern ein besser Schicksal haben,
Und rief das Glück um Beistand an.
Das Glück erhörte sein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwei starke gold'ne Stangen;
Allein der ungeschickte Mann
Sah sie für altes Messing an,
Und gab für wenig Geld den Reichtum aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.

O Thor! rief ihm die Gottheit zu,
Was quälst du mich, dich zu beglücken?
Wer wäre glücklicher als du.
Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu schicken?
Du wünschest dir mit Angst ein Glück,
Und klagst, daß dir noch keins erschienen.
Klag' nicht; es kommt gewiß ein günst'ger Augenblick.
Allein bitt' um Verstand, dich seiner zu bedienen:
Denn dieses ist das größte Glück.

Eine große Armenkolonie will die Heilsarmee gründen. Viele tausend arme Familien aus den Städten sollen dort angesiedelt werden. Die Niederlassung soll an Umfang alle ähnlichen Armenkolonien hierzulande übertreffen. Ein reicher Chicagoer Bürger hat für das Unternehmen ein Grundstück von 15,000 bis 20,000 Acre im südlichen Georgia zur Verfügung gestellt. Das Land liegt im Baumwollgebiete und die Ansiedler sollen hauptsächlich durch Baumwollkultur ihren Unterhalt erwerben. Die Ansiedler erhalten kostenfreie Reise, Wohnhäuser und Land, sowie Werkzeug und einen kleinen Geldvorschuß. Dann wird ihnen Gelegenheit gegeben, sich selbständig zu machen.

Wir befinden uns auf der Suche nach Wahrheit. Laßt uns einander behilflich und nicht hinderlich sein.

Landwirtschaftliches.

Verblähte Kühe.

Der Kleinbauer Erhard hat vier schöne Kühe, einen Ochsen, zwei Kalbinnen und ein Kalb im Stalle stehen. Er hält sehr viel auf gute und sorgfältige Pflege. Bei dem Erhard hat das Vieh keinen Mangel zu leiden, vorausgesetzt, daß die Futtervorräte nicht zu knapp werden, wie dieses in dem etwas verspäteten Frühjahr der Fall war. Seit Lichtmeß mußte er das Futter sparsam einteilen, wenn er damit ausreichen wollte. Im Frühjahr Heu zu kaufen, dazu konnte und wollte er sich nicht entschließen. Der Monat Mai brachte zwar etwas Grünfutter, die Futternot konnte aber erst dann als ganz beseitigt betrachtet werden, wenn das üppige Kleefeld draußen an der Landstraße ausgiebige Erträge lieferte. Das zog sich aber ziemlich lange hin.

Endlich war der längst ersehnte Tag gekommen; denn der Ochse zog soeben einen schwer mit Klee beladenen Wagen in den Hof des Erhard hinein. Trefflich ließen sich die Rinder das längst entbehrte prächtige Futter schmecken.

Die Frau, welche mit der Hilfe der halberwachsenen Tochter die Fütterung des Viehes besorgte, schaute mit glücklichem Lächeln den Tieren zu. Sie freute sich innig darüber, daß sich jetzt das Vieh gründlich satt fressen konnte, was seit einiger Zeit nicht mehr möglich war. Sie wollte den Klee heute nicht sparen, und füllte immer wieder die Krippe, wenn der vorgelegte Klee in den hungrigen Tieren verschwunden war.

„Mutter, du giebst den Kühen zu viel," die Tochter, als sie sah, wie Frau Erhard schon einen großen Teil des saftigen dunkelgrünen Futters bereits verfüttert hatte. „Du mußt doch bedenken, daß jetzt unser Vieh den Klee gar nicht gewohnt ist. Ich fürchte, du thust des Guten zu viel, und am Ende wird unser Vieh aufgebläht, und dann wüßten wir uns gar nicht zu helfen, der Vater ist ja draußen im Walde," setzte sie am Schlusse ihrer wohlgemeinten Warnung noch hinzu.

Die Mutter aber wollte von dem Einwand nicht viel wissen. Sie war ganz von dem Gedanken durchdrungen, die guten hungrigen Tiere für das lang andauernde Fasten einmal gründlich zu entschädigen. Unwillig gab sie ihrer Tochter zur Antwort:

„Unser Vieh verträgt den Klee schon. Voriges Jahr hat ihm der Klee nichts geschadet. Hätten wir nur das ganze Jahr lang das gute, schöne Futter! Unser Vieh brauchte dann nicht Hunger leiden, wie dieses Frühjahr."

„Aber das erste Mal soll man doch nicht so viel geben," entgegnete die Tochter. „Der Klee ist ja noch sehr jung. Wenn er älter geworden ist, dann schadet er auch weniger."

„Ich gebe den Thieren bis sie satt sind," versetzte die Mutter, die in diesen Stücken nur eine geringe Erfahrung hatte.

Die Tochter verließ den Stall, da sie mit ihrer Arbeit fertig war. Die Mutter folgte ihr nach. Sie konnte es aber nicht unterlassen, noch einmal die Krippe zu füllen. Befriedigt, daß jetzt endlich einmal die guten Tiere sich satt fressen konnten, ging sie in ihre Küche, um die übrigen Geschäfte zu besorgen.

Nach einer halben Stunde kam die Tochter in den Stall. Sie erschrack, als sie die Stallschwelle überschritten hatte; denn eine der besten unter den vier Kühen lag stöhnend am Boden. Sie war ganz unförmig aufgetrieben. Das verblähte Thier schien aber im Liegen sich nicht wohl zu fühlen. Es sprang alsbald auf, als die Tochter den Stall betreten hatte. Jetzt konnte die Tochter erst wahrnehmen, wie stark die Kuh aufgetrieben war. Schmerzlich stöhnte das arme Tier, mühsam versuchte es zu atmen.

„Die Kuh ist ja verbläht!" rief die Tochter voll Entsetzen. Dann rief sie unter der Stallthür der Mutter, die in der Küche noch beschäftigt war. Die Tochter war aber auch auf Hilfe bedacht. Sie hatte einmal gehört, daß man Kühe kräftig abreiben soll, wenn sie verbläht sind. Sie besann sich nicht lange. Kurz entschlossen nahm sie eine Partie Stroh, wickelte es dann zusammen und fing dann an, das Tier aus Leibeskräften an den Flanken zu reiben. Die Mutter war indessen eilig herbeigekommen.

„Mutter, hilf mir. Die Kuh zerplatzt, so ist sie aufgetrieben," rief atemlos die besorgte Tochter, während sie an der Kuh herumrieb, so kräftig sie konnte. Die Mutter ergriff ebenfalls einen Strohwisch, um der Tochter zu helfen. Eine Besserung stellte sich aber nicht ein. Im Gegenteil, das dem Tode geweihte Tier fing an zu zittern und zu schwanken, dann fiel es in die Streu.

„Mutter, die Kuh stirbt!" schrie ganz entsetzt die Tochter. „Ich will schnell den Metzger holen."

„Laufe so schnell du kannst," entgegnete die Mutter, „es ist die höchste Zeit."

Die Tochter eilte fort. Zu ihrem großen Schrecken bemerkte jetzt die Frau, daß der Tod sich bei der Kuh thatsächlich einstellte. Die arme Frau wußte sich aber nicht zu raten und zu helfen. Wie gebannt betrachtete sie das im Sterben liegende Tier. Einige krampfhafte Bewegungen, ein letztes Gebrüll —und das Tier war verendet.

Weinend betrachtete die Frau das am Boden liegende Tier. In demselben Augenblick trat der Bauer Erhard in den Stall.

„Was giebt's?" fragte er die laut weinende Frau.

„Unsere beste Kuh," erwiderte sie, dann erstickte ein krampfhaftes Schluchzen ihre Stimme.

Tief erschrocken sah jetzt auch Erhard das Unglück in seinem Stalle.

„Die Kuh ist ja tot!" rief er fassungslos. „Was hat's denn gegeben?"

Die Frau konnte ihm aber keine Antwort geben. Der Erhard wußte aber bald, was die Ursache des jähen Todes seiner Kuh sei. Er brauchte nur die entsetzlich aufgetriebene Kuh zu betrachten und die zerstreuten Kleereste, die noch im Stalle herumlagen.

„Du hast den Kühen zu viel Klee gegeben, Frau!" rief er zornig. „Das ist ein schöner Schaden. Diese Kuh ist jetzt kaum zur Hälfte abbezahlt. Ich bin noch 30 Thaler für sie an den Händler schuldig, und nun liegt sie tot da."

Die arme Frau, die sich selbst die größten Vorwürfe machte, verließ schluchzend den Stall. Dann ging sie in ihre Küche, setzte sich auf einen Stuhl neben den Tische und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Der erzürnte Erhard aber hatte jetzt gar keine Zeit, mit seiner Frau wegen der einmal geschehenen Ueberfütterung zu zanken. Er bemerkte jetzt noch eine zweite Kuh, welche ebenfalls stark aufgebläht war und anfing, unruhig zu werden. Zum Glück kam die Tochter mit dem Metzger in den Stall.

„Helft mir diese Kuh aufzäumen!" rief der Erhard den Eintretenden entgegen. „Auch diese Kuh ist verbläht und wenn wir ihr nicht Hilfe bringen, dann geht sie auch zu Grunde, wie die erste, die hier am Boden liegt."

Zitternd und leise weinend kam die brave Tochter sofort dem Befehle ihres Vaters nach. Auch der Metzger suchte zu helfen, so gut es ging. Der Erhard hatte aus Stroh ein Band zurecht gedreht. Dieses schob er der Kuh ins Maul und band es hinter den Hörnern fest. Die Kuh kaute an dem Band herum und fing an zu speicheln und zu geifern. Zu rülpsen und Gase auszustoßen vermochte sie aber nicht mehr. Das Verblähen nahm daher immer mehr zu. Auch der zweiten Kuh wäre es sicherlich nicht besser ergangen als der ersten, wenn der energische und erfahrene Erhard nicht im letzten Augenblick mit einem Messer die Kuh angestochen hätte. Als nämlich die Kuh immer mehr aufgetrieben wurde und schließlich umfiel, da meinte der Metzger, es wäre jetzt Zeit, sie zu schlachten.

Der Erhard überlegte aber einige Augenblicke, dann rief er: „Bevor wir die Kuh schlachten, will ich noch den Wanst anstechen. Ich habe diese Operation zwar noch nie gemacht, und muß es auf gut Glück hin probieren. Wenn aber die Kuh ohnehin verloren ist, dann ist es ja ganz gleich, ob ich es ganz richtig mache oder nicht." Er ergriff sodann das Messer, das der Metzger mitgebracht hatte. „Auf welcher Seite werden die verblähten Kühe angestochen?" fragte er noch zuvor. „Links oder rechts?"

„Auf der linken Seite," versetzte der Metzger, „denn rechts liegt der Darm und dieser darf nicht verletzt werden."

„Dann liegt die Kuh richtig," erwiderte der Erhard. „Sie liegt jetzt auf der rechten Seite, die linke ist frei und ich kann den Einstoß schon wagen. „Er setzte das Messer an der Stelle des hervorgetriebenen Bauches auf, die sich am weitesten hervorgewölbt hatte. Er zog aber das Messer noch einmal zurück und betrachtete bedenklich die scharfe Schneide desselben.

„Es ist besser, wenn nur die Spitze etwa 1 bis 1½ Zoll lang, scharf und schneidig ist," versetzte er, „ich werde ja nicht in den Magen kein zu großes Loch hineinschneiden."

Er nahm hierauf einen Sandstein, der auf dem Fenstergesimse lag, und mit diesem fuhr er ein paar Mal über die Schneide des Messers hin und her, daß die Funken stoben. „So, jetzt kann ich das Messer einstechen, aber mit der Schneide werde ich nicht mehr viel verletzen," sagte er. „Nur der vordere Teil des Messers ist schneidig, der mittlere und hintere Teil aber nicht."

Kräftig stieß er hierauf das Messer etwa 3 Zoll tief in den Bauch hinein, wobei er die stumpfe Schneide desselben abwärts richtete. Es entstand eine etwa 1½ Zoll lange Wunde, aus welcher mit großer Gewalt eine Menge übelriechender Gase und eine schaumige, grüne Flüssigkeit herausströmte. Rasch fiel der angetriebene Bauch zusammen und die Kuh, die halberstickt war, atmete wieder leichter. Auch versuchte sie, den Kopf etwas aufzurichten.

Der Erhard hatte aber das Messer nicht sofort wieder herausgezogen. Er fürchtete, wenn er das Messer zu früh herausziehe, daß dann die Wunde sich verschiebe und verstopfe. Erst als der Bauch stark eingefallen war, zog er das Messer langsam heraus. Sofort verschloß sich die Wunde wieder. Die Kuh war aber jetzt ganz eingefallen. Es dauerte auch gar nicht lange, so versuchte sie aufzustehen. Wäre die beste Kuh des Erhard nicht tot neben der Geretteten in der Streu gelegen, so hätte sich der Bauer über sein gelungenes Rettungswerk sehr freuen können. So wurde ihm aber seine Freude durch den Anblick des toten Tieres, das steif und aufgetrieben in der Streu lag, bitter vergällt.

Aber auch die andern Kühe und Rinder waren durch die unsinnige, übertriebene Anfütterung mit so jungem Klee mehr oder weniger aufgebläht worden. Bei diesen genügte aber das Einschieben des Schlundrohres, das sich die Tochter von dem Nachbar borgen mußte. Nach einigen Stunden waren alle verblähten Tiere, mit Ausnahme der verendeten Kuh, wieder hergestellt. Sie fingen sogar an, wiederzukauen.

„Wäre ich zu Hause gewesen, dann hätte ich auch diese Kuh nicht zu Grunde gehen lassen," versetzte der Erhard, während er mit Hilfe des Metzgers seine tote Kuh in den Hof hinauszog. „Bevor man ein Stück Vieh so elend zu Grunde gehen läßt, sollte man doch den Einstich mit dem Messer wagen."

„Aber auf der richtigen Stelle muß man den Einstich machen," versetzte der Metzger. „Würde man die Kühe rechts anstechen, dann könnte der Einstich nicht viel helfen und die gestochenen Tiere müßten dann nach kurzer Zeit an der Darmverletzung zu Grunde gehen."

Als die Frau des Erhard sich wieder einigermaßen getröstet hatte, beschloß sie, zukünftig beim Verfüttern des ersten Klees vorsichtiger zu sein.

Sie hat auch später diesen Vorsatz gehalten und diese harte Lehre für immer beherzigt. Als sie im folgenden Jahre wieder frischen jungen Klee füttern mußte, da gab sie in den ersten Tagen den Tieren nur kleine Portionen, welche die Tiere leicht vertragen konnten. Außerdem fütterte sie noch etwas Heu dazu, das sie im Winter für diese Zeit eingespart hatte.

Landwirtschafts-Karte für Farmer.

Der Ackerbauminister Wilson läßt gegenwärtig eine landwirtschaftliche Karte ganz neuer Art herstellen. Sie soll es dem Farmer ermöglichen, einerlei in welchem Teile des Landes er wohnt, solche Feldfrüchte und Gemüse zu pflanzen, die sich für den betreffenden Landesteil am besten eignen.

Die Karte soll das gesamte Areal der Ver. Staaten decken, und in solchem Maßverhältnisse ausgearbeitet werden, daß jedes zehn Acre große Stück Land durch den achten Teil eines Zolles vertreten ist. Dadurch wird der einzelne Farmer eine Karte bekommen können, welche seine Nachbarschaft in größerem Maßstabe darstellt.

Die Karte wird zuerst nach Townships ausgearbeitet, diese werden zu Counties zusammengestellt, und die letzteren zu Staaten.

Bisher mußte der Farmer bis zu einem gewissen Grade raten, welche die besten Saaten für sein Land seien. In der Zukunft soll das ganz anders werden, wenn sich der neue Plan bewährt. Der Farmer wird dann einfach die Regierungskarte studieren können und wird sofort wissen, welche Saaten auf seiner Farm am besten gedeihen.

Ein bemerkenswerter Streifen Landes, nicht mehr als vier oder fünf Meilen breit, erstreckt sich an der Atlantischen Küste entlang von Massachusetts bis Florida. Dieses Land eignet sich in besonderer Weise zur Produktion früher Gemüse. Diesem Streifen entlang bewegt sich der Frühling etwa 13 Meilen den Tag nordwärts. Unter gewöhnlichen Umständen kommen Kartoffeln, Tomaten, Erbsen und ähnliches Gemüse zuerst aus Florida, dann aus Georgia, den Carolinas u. s. w. Der genannte Streifen Landes wird auf der Karte wegen seiner Wichtigkeit besonders berücksichtigt. Er hat nämlich die Saison für frisches Gemüse derart ausgedehnt, daß man fast sagen kann, es giebt in dieser Hinsicht keine Jahreszeit mehr. Der Streifen nächst der Küste, etwa eine Meile breit, ist für diesen Zweck der beste; und sein sandiger Boden, wo er sich in der Nähe von Städten und Eisenbahnen befindet, kostet $50 bis $500 per Acre, obschon sich dieses Land vor wenigen Jahren noch für $1 per Acre verkaufte.

Die neue Karte wird auch die Grundlage zur Einführung neuer Saaten und Früchte aus andern Ländern bieten, indem daraus ersichtlich sein wird, welche Landstriche sich für gewisse Pflanzen am besten eignen. So hat sich zum Beispiel herausgestellt, daß echter Sumatra-Tabak im Connecticut-Thale gezogen werden kann. Diese Entdeckung allein dürfte amerikanischen Pflanzern Millionen von Dollars einbringen.

(Ill. Staatsztg.)

Der Apfelwickler

(„Colding Moth") ist bei weitem der schlimmste Feind des Apfelbaumes, mit dem der Obstzüchter im Westen zu rechnen hat. Das ist das Insekt, dessen Made im Apfel lebt und ihn wurmig macht. Das Bespritzen der Bäume mit einer Pariser Grün-Mischung (¼ Pfund auf 50 Gallonen Wasser und noch zwei bis drei Pfund gelöschten Kalk zugesetzt), ist eine der besten und wirksamsten Methoden, die Plage zu bekämpfen; das heißt, wenn es zur rechten Zeit gethan wird, das ist gerade, wenn die Bäume ausgeblüht haben und die Blüten abfallen, und 10 oder 14 Tage nachher dann noch einmal. — Außerdem kann man Streifen von Burlap-Sackzeug, etwa acht Zoll breit und doppelt zusammengelegt um den Stamm des Baumes mit kleinen Nagelstiften befestigen. Diese Bänder bringt man schon um Mitte Juni an, man wird aber Würmer darunter wahrscheinlich nicht früher als in der ersten Woche des Juli finden. Die Bänder bilden einen Unterschlupf für die Maden, die den Stamm hinaufkriechen, um sich in Rindenspalten einzuspinnen und zu verpuppen. Alle zehn Tage muß man die Bänder entfernen und die Maden töten; das muß bis zur letzten Woche im September geschehen. Dann läßt man die Bänder sitzen bis die Aepfel gepflückt sind, nachdem sie abgenommen, die Würmer getötet und dann bis zum nächsten Jahre aufbewahrt werden. In die Gabelung des Baumes kann man noch einen Sack legen, der dann immer mit den Bändern zugleich entfernt wird. Die Bänder und den Sack wirft man am besten in einen Kessel mit kochendem Wasser, wodurch sicher und leicht jeder Wurm getötet wird. — Bei dieser Methode werden Tausende von Würmern zerstört die an der Verpuppung gehindert werden. Jede ausgeschlüpfte weibliche Motte aber legt zwischen 25—50 Eier, deren jedes einzeln an einen Apfel gelegt wird.

Pudding von Reis. — In ein Quart abgekochten Rahmes quillt man ¼ Pfund vorher abgebrühten Reis, nebst ¼ Pfund Butter, 2½ Unzen Zucker und ein großen Stück Zimmt auf schwachem Feuer ganz langsam aus, und läßt es nachdem abkühlen. Dann nimmt man das Stück Zimmt heraus, rührt nach und nach fünf ganze und vier Eidotter darunter und bäckt den Pudding in einer gut ausgestrichenen, ausgestreuten Form eine Stunde im Dampftopf oder Wasserbad. Man giebt eine Rahmsauce dazu.

Reis mit Aepfeln. Den Reis bereitet man mit Milch, wie gewöhnlich und läßt ihn gar kochen. Dann kocht man die geschälten, in Viertel geschnittenen Aepfel mit Wasser und Zucker weich, doch so, daß sie nicht zerfallen, mischt sie mit dem Reis zusammen und läßt alles zugedeckt noch eine Weile durchziehen. Danach richtet man den Apfelreis, der sowohl warm als auch kalt verspeist werden kann, an.

Zeitereignisse.

Deutschland.

Berlin, 26. Juni. — Die hochwichtige Meldung, daß Deutschland die Initiative zur Beilegung des südafrikanischen Krieges ergriffen habe, wird allgemein als richtig angesehen. Der Kunde wird um so bereitwilliger Glauben geschenkt, als selbst von der Regierung inspirierte Organe nunmehr erklären, die Königin Wilhelmina von Holland habe es bei ihrem jüngsten Besuche verstanden, den Kaiser in wünschenswertem Maße für die Angelegenheit zu interessieren, und dieselbe sei soweit gediehen, daß schon ein gleichlautendes Rundschreiben an die europäischen Höfe gesandt worden, in welchem Vorschläge zu dem gedachten Ende gemacht werden.

Berlin, 29. Juni. — Die Ankunft der Teilnehmer an der Automobil-Wettfahrt von Paris nach Berlin in der deutschen Reichshauptstadt wird hier allgemein als das größte Sportereignis in dieser Saison betrachtet. Von acht Uhr früh an war die von Spandau nach dem West-End führende Chaussee von ungeheuren Menschenmassen besetzt. Von Berlin hatten sich Tausende von Radlern und Automobilfahrern nach der sechs Meilen von Berlin entfernten Vorstadt West-End führenden Anhöhe hinaus begeben. Hier in Deutschlands größtem Reiterrennplatz trafen nach einander die siegreichen Teilnehmer an der Wettfahrt Paris-Berlin, von Zehntausenden begrüßt, ein. Mit deutschen, französischen und belgischen Fahnen geschmückte Tribünen waren allenthalben errichtet worden. Auf der Tribüne am Endziel der Strecke erwarteten sie die Preisrichter und Beamten von Automobilklubs aus Frankreich, Oesterreich, Deutschland, Belgien und andere distinguierte Gäste. Zwei Militärkapellen trugen begeisternde Musikstücke vor. Unter den hohen Herrschaften bemerkte man den Großherzog Friedrich von Mecklenburg, den Fürsten von Pleß, Fürsten Thun und Taxis, Graf von Wedel, Major von Esedeck, Herzog von Ratibor, Graf Stachurtz, Hauptmann von der Planitz, General von Becker und Graf Talleyrand. Hunderte von Offizieren in ihren prachtvollen Uniformen und Damen in eleganter Sommertoilette befanden sich unter den Zuschauern auf den Tribünen. Das Wetter war schön, aber es herrschte eine große Hitze. Die Behörden hatten zur Bequemlichkeit des Publikums am Rennplatz ein Telegraph- und Postamt eingerichtet. Unter den aus Paris eingetroffenen Reisenden befand sich auch der unter dem Pseudonym „Dr. Pascal" reisende Baron von Rothschild. Von dem Automobilklub in Hannover traf die telegraphische Mitteilung ein, daß von den 74 Bewerbern, die gestern dort eintrafen, nur 50 abgefahren wären. Der schreckliche staubige Zustand der Chausseen trug viel zur verspäteten Ankunft der Automobil-Wettfahrer bei. Fournier war der erste, der in eine Staubwolke gehüllt, sich wie ein Wirbelwind der Richtertribüne näherte. Die ungeheure Menschenmenge innerhalb und außerhalb des Parks begrüßte ihn aufs Enthusiastischste, und zu gleicher Zeit spielten die beiden Kapellen die Marseillaise. Die in der Menschenmasse befindlichen Franzosen schwenkten kleine französische Fähnchen, und als Fournier vor der Richtertribüne anhielt, wurde ihm ein riesiger Lorbeerkranz mit seidenen Bändern in den deutschen und französischen Landesfarben, auf welchen das Wort „Sieg" gedruckt war, übergeben. Als er fein Automobil verließ, spielten die Militärkapellen den Sousa-Marsch. Etwa 20 junge französische und deutsche Athleten trugen Fournier auf den Schultern nach der Haupttribüne. Dem Korrespondenten der „Associierten Presse" sagte Fournier folgendes: Das Wetter war während der letzten drei Tage prachtvoll. Nicht ein Tropfen Regen fiel seit wir Paris verließen. Die zum Auffinden der Chausseen und Straßen angenommenen Pläne erwiesen sich als fehlerlos, und überall fanden wir eine enthusiastische Aufnahme, aber mehr in Deutschland als in Frankreich. Aber die Chausseen in Deutschland sind von schlechter Beschaffenheit, in Frankreich haben wir weit bessere Chausseen. Diesem Zustande ist es zuzuschreiben, daß die jetzige Wettfahrt nicht die von Bordeaux-Paris in den Schatten stellte."

Nach und nach trafen in schneller Aufeinanderfolge die anderen Wettfahrer ein. Die ersten fünf waren Franzosen. Betäubende Hochrufe empfingen die Ankömmlinge, und jeder derselben wurde im Triumph und auf den Schultern enthusiastischer deutscher und französischer Sportsmen nach der Haupttribüne gebracht. Alle Wettfahrer klagten über die Hitze, den Staub und die schlechte Beschaffenheit der Landstraßen. Nachdem mehrere Stunden verstrichen waren, wurde aus Motorwagen ein langer Zug gebildet, der sich mit den Klubmitgliedern und distinguierten Personen in Equipagen über die Charlottenburger Chaussee durch den Tiergarten, das Brandenburger Thor, die Straße „Unter den Linden" nach der Automobilausstellung und der Kaserne der Garde-du-Corps begab. Die nach Hunderttausenden zählende und die Straßen der Stadt füllende Menschenmasse bereitete den Wettfahrern einen begeisterten Empfang. Morgen findet die Preisverteilung statt, und heute abend ein Bankett im Kaiserhof. Die Abendzeitungen sprechen sich sehr anerkennend über Waldeck-Rousseaus Anti-Motor-Erklärung in der französischen Deputiertenkammer aus.

Großbritannien.

London, 25. Juni. — Es herrscht hier eine große Entmutigung über die Lage in Afrika. Nachrichten werden fast gar nicht mehr veröffentlicht. Man vermutet, daß der Censor wieder eine außerordentliche Thätigkeit entfaltet. Man ist der Ueberzeugung, daß die Kitchener gesandten Verstärkungen durchaus ungenügend waren.

Auch der in den Zeitungen veröffentlichte Brief des Admirals Beresford über den unbefriedigenden Zustand des Mittelmeergeschwaders hat großes Unbehagen erregt. Der Admiral wurde hierfür im Oberhause von einem Sekretär der Admiralität entschieden getadelt. Indessen wird sich die britische Regierung bemühen, die gerügten Uebelstände, welche hauptsächlich in dem Mangel an Torpedobooten und rauchlosem Pulver bestehen, abzuhelfen.

Der Verkauf von 1169 Dutzend Flaschen aus den kgl. Kellern zog eine große Menge von Liebhabern an. Die verkauften Weine bestanden in hellen und goldig scheinenden Sherries aus den Kellern des St. James-Palastes aus den Jahren 1880, 1882, 1891 und 1894. Der erzielte Preis war $18,920.

Heute morgen wurde gegen Earl Russel im Old Bailey-Gericht ausdrücklich die Anklage wegen Bigamie erhoben. Der Prozeß wird vor dem Oberhause stattfinden, dessen Mitglied der Earl ist.

Der Sprecher des amerikanischen Repräsentantenhauses, Henderson, war heute von dem amerikanischen Botschafter zu einem Luncheon eingeladen. Es waren Lord Roberts, Lord Pauncefote, Joseph Chamberlain und andere Prominente anwesend.

London, 25. Juni. — Im Unterhause wurden heute wieder zahllose Fragen betreffs der Lage in Südafrika gestellt, die jedoch den Regierungsvertretern nur wenig mehr Auskunft entlockten, als daß der Krieg wöchentlich $1,250,000 kostet, daß die Behörden die Zahl der in die Kapkolonie eingefallenen Buren auf 1000 bis 2000 schätzen, und daß die Zahl der Typhusfälle unter den englischen Truppen während des Monats April 1,484 betrug, wovon 187 tötlich verliefen.

Rußland.

Petersburg, 24. Juni. — Der russische Finanzminister von Witte ist der Ansicht, daß die neuliche Erklärung des amerikanischen Finanzministers Gage über die Zuckerfrage beweise, daß Herr Gage falsch unterrichtet und mit den Einzelheiten der Frage nicht bekannt sei. Der in Rußland fabrizierte Zucker werde mit 1½ Rubel per Pud (36 Pfund) besteuert. Sobald der Zucker exportiert werde, werde diese Steuer wieder zurückbezahlt, aber nicht bar, sondern in Zertifikaten, die wieder als Bezahlung für die Steuer dienten. Da aber die Fabrikanten Geld nötig hätten, verkauften sie die Zertifikate bei den Banken. Hierdurch werde die Exportlust eingeschränkt. Herr von Witte bestritt, daß hierdurch die Fabrikanten einen Profit hätten. Der Zweck sei, die Zuckerproduktion einzuschränken.

Auf beste Informationen gestützt kann der hiesige Korrespondent der „Associierten Presse" sagen, daß das russische Finanz-Ministerium die Erklärungen des amerikanischen Schatzamtssekretärs Gage in der Petroleumfrage als am Ziel vorbeigeschossen bezeichnet.

Rußland hat zum zweiten Male Wiedervergeltungs-Maßregeln in der Form einer Zollerhöhung auf amerikanische Waren ergriffen, aber nicht weil eine gewisse Ladung Petroleum ungebührlich hoch taxiert wurde, oder weil sie keine Bescheinigung betreffs ihrer Ankunft mit sich führte, sondern weil Zoll von Nafassin erhoben wurde, das in England aus russischem Petroleum hergestellt wurde.

Der Korrespondent erfährt ferner, daß wenn die Ver. Staaten weitere Beschränkungen gegen den russischen Handel ergreifen, Rußland mit seiner Antwort nicht lassen wird.

Niederlande.

Rotterdam, 26. Juni. — Heute kam hier Präsident Krüger an. Auf dem Bahnhofe wurde er von dem Bürgermeister, Deputationen zahlreicher Gesellschaften und vielen Damen empfangen. Auf dem Perron waren zwei Musikkapellen aufgestellt, die die National-Hymne der südafrikanischen Republik spielten. Auf dem Wege vom Bahnhofe nach dem Rathause bildeten Hunderte von Arbeiter-Vereinen mit ihren Fahnen Spalier gebildet. Präsident Krüger fuhr dorthin in einem Wagen, welcher von ehemaligen Offizieren des Transvaals eskortiert wurde. Im Rathause fand ein offizieller Empfang statt. Es herrschte die größte Begeisterung.

Der Bürgermeister hob in seiner Begrüßungsrede die Aehnlichkeit des Freiheitskampfes der Niederländer mit dem Kampfe in Afrika hervor. Rotterdam wünsche der Buren-Nation seine Achtung zu bezeigen, indem man Präsident Krüger ehre.

Präsident Krüger wies in seiner Antwort auf die beklagenswerte Thatsache hin, daß den Buren die Zufuhr von Munition und Lebensmitteln abgeschnitten sei, während die Niederländer hieran nie Mangel gelitten hätten. Krüger hoffte, daß der Herr das Land zu seiner Zeit erretten werde. Nach den Reden folgte ein Luncheon.

Haag, 29. Juni. — Heute fand die formelle Organisierung des holländischen Zweiges der internationalen Schiedsgericht-Union statt. Die Herren Krüger, Wessels, Fischer und Wolmarans wurden zu Ehrenmitgliedern ernannt. Die Versammlung entschied, daß es zwecklos wäre, die Vermittlung des Haager Schiedsrichter-Gerichts zur Beendigung des südafrikanischen Krieges anzurufen.

China.

Tien Tsin, 30. Juni. — Die Stadt Tien Tsin ist jetzt mehr überfüllt als je. Offiziere aller Nationen treffen hier auf der Heimreise ein und die Hotels stellen in jeder verfügbaren Ecke Betten auf.

In den Gebäuden der Universität dahier sind Zimmer für den Prinzen Chun und seine 40 Begleiter eingerichtet worden, die hier drei Tage verweilen werden, ehe sie die Reise nach Berlin fortsetzen, wo der Prinz für die Ermordung des Freiherrn von Ketteler Abbitte leisten wird.

Herr Denby, der, als die ausländischen Truppen eintrafen, von der chinesischen Handels-Gesellschaft bei der Einreichung ihrer Ansprüche bei der amerikanischen Regierung nicht das Wort „verloren" gegen die Marineoffiziere gebrauchte, sondern dieselben einfach verantwortlich hält. Der größte Teil des Eigentums der Gesellschaft bestand aus Reis, der später auf Befehl des britischen und amerikanischen Generals an die Notleidenden verteilt wurde. Herr Denby meint, daß der Anspruch der Gesellschaft zu der internationalen Entschädigung hätte zugerechnet werden sollen, da es sich um eine völlig legitime Ausgabe handle.

Andere hiesige Kaufleute sagen jedoch, daß die Entschädigung verlangende Gesellschaft überhaupt nie Eigentum im Werte von 300,000 Teals hier hatte.

Shanghai, 30. Juni. — Der Marquis Tsenghos hat aus Sianfu eine Depesche des Inhalts erhalten, daß die Kaiserin-Witwe, da sie eine Falle befürchtet, es ablehnt, nach Peking zurückzukehren und dem Großen Rat mitgeteilt hat, daß Kai-Feng-Fu in der Provinz Ho-Nan in Zukunft die Hauptstadt sein wird.

Wolkenbruch und Hagelsturm.

Utica, N. Y., 24. Juni. — Ein Wolkenbruch richtete Samstagnacht in New Berlin einen Schaden von $30,000 an. Es regnete schon vorher mehrere Stunden und dann folgte der Wolkenbruch. Ein etwa eine Meile westlich der Ortschaft befindliches Wasser-Reservoir barst und seine Wasserfluten strömten der tiefer liegenden Ortschaft zu. Ein in der Nähe wohnender Farmer, der die Gefahr ahnte, schwang sich auf ein Pferd, um die Bevölkerung zu warnen und einige verließen schleunigst ihre Häuser. Zwei Häuser wurden fortgeschwemmt und stießen auf einen Steinviadukt über eine der Straßen. Das Wasser ergoß sich über den Viadukt, zertrümmerte Fenster und Thüren der Geschäftshäuser, die in denselben befindlichen Personen vertreibend. Die Erdgeschosse und niedrig gelegenen Stockwerke des Hotels, Werkstätten, Banken und Läden wurden überflutet und deren Inhalt ruiniert. Zwei der Hauptstraßen wurden in einen See von 15 Fuß Tiefe verwandelt, die Pflasterung, Trottoirs, Bäume, Zäune, Veranden und Rasenplätze weggeschwemmt und total zerstört und mehrere Häuser von ihren Fundamenten gerissen. 600 Fuß des Eisenbahngeleises wurden ebenfalls zerstört. Dem Wolkenbruch folgte ein Hagelsturm, der wiederum viel Unheil anrichtete, und ganz besonders den Feldern und Obstbäumen viel Schaden zufügte.

Eine Erklärung Bryans.

Buffalo, N. Y., 25. Juni. — In Norman E. Macks' „Times" erschien heute folgende von Wm. Jennings Bryan unterzeichnete Erklärung:

„Ich bin nicht nur kein Kandidat für irgend ein Amt, sondern trete auch für keinen Kandidaten für irgend ein Amt ein. Mein Interesse konzentriert sich auf Prinzipien, und Männer sind nur dann von irgend welcher Bedeutung, wenn sie behilflich sind, diese Prinzipien durchzuführen.

Die demokratische Partei tritt für bestimmte Prinzipien ein und wenn ich mich betreffs der Stimmung der Volksmassen nicht irre, werden die Wähler diesen Prinzipien, trotz der Drohungen der Reorganisation treu bleiben. Diejenigen, welche vom Standpunkt der Dringlichkeit aus argumentieren, werden die Wähler nicht beeinflussen können, weil niemand sagen kann, was dringlich ist. Wir mögen den Sieg verdienen und doch verlieren, aber es steht fest, daß der sicherste Weg zum Erfolg das Verdienst zum Siegen ist.

Ueberraschende Eröffnung.

Philadelphia, 26. Juni. — In einer Versammlung der chinesisch-amerikanischen Gesellschaft wurde ein einstimmiger Protest-Beschluß gegen die Wahl des chinesischen Gesandten Wu Ting Fang zum Redner bei der Feier des 4. Juli gefaßt. In den Resolutionen heißt es, daß „Wu im Geheimen die Boxer in ihren Christenabschlachtungen in China bestärke," und „daß er durch Erklärungen die öffentliche Meinung bezüglich seines Verhältnisses zu ihnen irre geleitet hat."

Aufruhr.

Rochester, N. Y., 26. Juni. — Etwa 1000 Streiker hatten einen heftigen Zusammenstoß mit der Polizei, bei dem elf Polizisten und 20 der Ruhestörer verwundet wurden. Die Streiker hatten wiederholt Arbeiter, welche an Straßenverbesserungen thätig waren, vertrieben. An der Mill und Commercial Straße waren 50 Leute damit beschäftigt, für die Rochester Gas- und Electric Co. einen Graben aufzuwerfen, als die Streiker erschienen und sie angriffen. Die Leute suchten im Maschinenhause der Gesellschaft Schutz, und die Polizei versuchte die Störenfriede zu vertreiben. Fünfzig Polizisten gingen mit den Knüppeln in der Hand gegen die Menge vor, wurden indes mit einem Steinhagel überschüttet. Die Streiker setzten sich mit Schaufeln und Aexten den Be-

amten zur Wehr. In dem Handgemenge fiel ein Schuß. Der Sergeant Stein befahl daraufhin, eine Salve über die Köpfe der Ruhestörer abzufeuern. Das hatte die gewünschte Wirkung. Die Streiker flohen und die Polizei verfolgte sie bis zum Rathauspark, wo sie gestellt und zur Verfügung des Bürgermeisters festgehalten wurden. Die Polizei erhielt Verstärkung, diese fand indes keine Gelegenheit mehr, in Thätigkeit zu treten.

M. Field kauft New Yorker Grundeigentum.

New York, 26. Juni. — Der Chicagoer Kaufmann Marschall Field hat die Südost-Ecke an der 5. Ave. und 35. Str., mit 125 Fuß an der Ave. und 200 Fuß an der Straße gekauft. Der Preis übersteigt eine Million Dollars. Die „Marschall Field Co." wurde vor wenigen Tagen in Albany inkorporiert. Es wurde damals von Chicago aus in Abrede gestellt, daß die Gründung eines Etablissements in New York ins Auge gefaßt wäre. Die Inkorporation wurde durch die Mitteilung erklärt, daß sie der Firma die Erledigung der Geschäfte in New York erleichtern solle.

Streik.

Pittsburg, 29. Juni. — Das Komitee der „Amalgamated Association of Iron, Steel & Tin Workers" ist mit Vertretern der „American Sheet Steel Co." in Beratung gewesen, aber zu keiner Einigung gekommen. Die Vertreter der Arbeiter verlangten, daß die Lohnsätze für alle „Union Fabriken" gültig sein sollten, und die Repräsentanten der Werke bestanden darauf, daß zwei Fabriken, welche im vergangenen Jahre dem Abkommen beigetreten waren, jetzt von demselben entbunden bleiben sollten. Der Präsident Schaffer ordnete sofort einen Streik an. Von diesem werden die sämtlichen „Union - Fabriken" der Branche und 20,000 geschulte Arbeiter betroffen.

Pittsburg, Pa., 29. Juni. — Heute wird ein letzter Güteversuch, die Lohnfrage in den Blechfabriken und Eisenschmelzen zu ordnen, gemacht werden. Wenn eine Einigung erzielt werden kann, so würde die für den 1. Juli drohende Schließung vieler Fabriken, in denen zusammen etwa 50,000 Leute beschäftigt sind, abgewendet werden. Die Einigung würde das Verhältnis der Amalgamated Association zu United States Steel Co. nahe berühren.

Aus der Bundeshauptstadt.

Washington, 30. Juni. — Das „Rural Free Delivery System" treibt allerhand merkwürdige Blüten. Auf vielen Routen haben die Landbriefträger sich Nebenbeschäftigungen zu sichern gewußt, und so ist es, wie aus hierhergelangten Beschwerden hervorgeht, etwas ganz gewöhnliches, daß diese Briefträger sich mit Engros Geschäftshäusern in größeren Städten, von welchen ihre Routen ausgehen, in Verbindung gesetzt haben, um deren Artikel bei den Landkunden direkt zu vertreiben. Sie lassen sich Ordres von den Farmern geben, und bringen dann bei der nächsten Postablieferung die bestellten Artikel mit.

Diese Gepflogenheit hat in manchen Gegenden den ländlichen Ladenbesitzern merklich geschadet, und diese protestieren nun beim Generalpostamt gegen die Konkurrenz der Landbriefträger. Den Ladenbesitzern sind die Kirchen und Temperenzgesellschaften zu Hilfe gekommen. Diese beschweren sich nämlich darüber, daß die Landbriefträger den einsam wohnenden Farmern gefälligerweise Whiskey in kleinen Gebinden aus der Stadt besorgen, und auf diese Weise zur Untergrabung der Moralität in den ländlichen Distrikten beitragen. Das Departement hat nun entschieden, daß die Landbriefträger ihren kommerziellen Instinkt mäßigen, und sich geschäftlicher Transaktionen enthalten müssen, wenigstens soweit die Besorgung von Schnaps in Betracht kommt. Sonstige kleine Aufträge mögen besorgt werden, wenn es aber dem Departement zu Ohren kommt, daß die Briefträger sich zur Lieferung von Whisky oder sonstigen ähnlichen berauschenden Getränken hergeben, so sollten diese Missethäter ohne weiteres entlassen werden.

Die bezügliche Ordre des Generalpostmeisters, welche in den nächsten Tagen veröffentlicht werden soll, ist sehr strikt. Es heißt in der Begründung, daß es wohl mit der Stellung eines Landbriefträgers verträglich sei, wenn er sich nützlich mache, wie es mit der Moral sich vereinigen ließe; vorausgesetzt natürlich, daß seine amtliche Thätigkeit darunter nicht leide. Aber der Vertrieb von Whiskey ist nach Ansicht des Generalpostmeisters unmoralisch, und muß deshalb unterbleiben.

Kollege in Asche.

Ein Blitzschlag schlug in die Kuppel des prächtigen Gebäudes an der südöstlichen Ecke der Harrison- und Monroe Straße in Chicago ein. Es war um 11 Uhr abends, als sich dies im Kollege of Physicians & Surgeons zutrug und alsbald brannte es in den oberen Stockwerken des medizinischen Gebäudes, in denen sich die anatomischen und physiologischen Laboratorien befinden. Zehn Minuten später schon entstiegen dem Dach und den Kuppeln Flammenwolken und Feuerbände, die sich nach allen Richtungen hin verteilten.

Neben dem Kollege befindet sich das West-Side-Hospital und gerade gegenüber liegt der Eingang zum County-Hospital. In beiden Hospitälern herrschte alsbald unter den Kranken die größte Aufregung, so daß sie fast nicht mehr in ihren Betten und Krankensälen zu halten waren; nicht wenige liefen in die Korridore und auf die Treppen, wo sie schließlich heulend und jammernd zusammenbrachen.

Inzwischen griffen die Flammen immer weiter um sich und bahnten sich seitwärts und abwärts einen Weg. Wohl traf die Feuerwehr prompt ein, aber das unaufhörliche Rollen des Donners und das Prasseln des Regens erschwerten die Arbeit, da die Befehle der Vorgesetzten nicht zu verstehen waren.

Es schien dem West-Side Hospital Gefahr zu drohen und daher nahm der Superintendent desselben, Dr. Ashley Turner, das Anerbieten des Verwalters im County-Hospital, des Herrn Healy, alle Patienten des West-Side-Hospitals in dem County-Hospital unterzubringen dankend an. Auf Bahren und in Ambulanzen geschah die Ueberführung der Kranken, von denen manche teils vor Schreck, teils vor Schmerzen schwer zu handhaben waren. Schließlich aber war den Wärtern und Wärterinnen die Ueberführung gelungen und wohl an 300 Aerzte nahmen sich nun der verschiedenen Patienten an, von denen manche grade erst eine schwere Operation durchgemacht hatten. Ein Wunder ist es, daß die Ueberführung der Kranken in strömendem Regen ohne besonderen Unfall gelang; eine Patientin ist allerdings verschwunden: Frau Anna Stokes von Pana, Ill., an der am Tage zuvor eine Operation vollzogen worden war.

Die Arbeit der Wärter und Wärterinnen war keine geringe und manche wurden von der Anstrengung überwältigt. Peter Meyer, 26 Jahre alt, ein Wärter im County-Hospital, wurde von der Hitze und der Anstrengung bei der Ueberführung der Kranken überwältigt und man fürchtet für sein Leben; Friedrich Schillo, ebenfalls Wärter und 26 Jahre alt, hatte dasselbe Schicksal, erholte sich aber bald. Mehrere Patienten, James McWorthen, 24 Jahre alt, und John Eaton, 71 Jahre alt, wurden bei der Ueberführung etwas unsanft zusammengerüttelt. John Lott, ein Angestellter im Kollege, wurde beim Schließen eines Fensters vom Blitz beschädigt; er wurde über ein ganzes Zimmer weg und eine Treppe hinab geschleudert.

Der Eigentumsschaden am Kollege wird $100,000 erreichen, da die oberen Stockwerke zerstört und darin wertvolle Instrumente und Bücher vernichtet worden sind. Die Versicherung wird etwa den Schaden decken.

Noch immer Schlappen.

Während eine Abteilung berittener Kapjäger bei Waterkloof gerade aufsattelte, um die Verfolgung des Kommandanten Walan fortzusetzen, wurde sie von General Kritzinger überrascht. Es kam zu einem Kampf, der 2½ Stunden währte, in welchem acht Briten getötet, zwei tötlich und vier andere schwer verwundet wurden; außerdem wurden 66 Kapjäger gefangen genommen. Es heißt, Kapitän Spandon sei verwundet und ein Bure getötet worden.

Kitchener hat bis jetzt noch nichts von sich betreffs der Schlappe bei Waterkloof hören lassen. Die neuesten Vorgänge in der Kapkolonie scheinen zu beweisen, daß der Buren-Einfall daselbst ernster und bedenklicher Art ist. Ein Brief aus Kapstadt vom 5. Juni sagt, daß die Buren 7,000 bis 10,000 in der Kapkolonie zählen, und daß sie den östlichen und mittleren Teil derselben überlaufen und überall Rekruten und Pferde bekommen. Bei dem neulichen Ueberfall von Jamestown ist so merkwürdig, daß derselbe glückte, obwohl doch ganz in der Nähe, bei Aliwal North 8,000 britische Truppen mit Geschützen und Transportmitteln standen. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß ein großer Teil der Kolonie sich thatsächlich in der Gewalt des Feindes befindet." — Ein anderer Korrespondent schreibt: „Wie die 240,000 Mann, die jetzt in Südafrika sind, verteilt sind, ist jedermann ein Geheimnis, ausgenommen denen im Hauptquartier. Aber allerdings erklärt das große Gebiet, das wir zu decken haben, es zum Teil, daß so wenig Mannschaft für größere Operationen verwendbar sind.

Obwohl keine weiteren Nachrichten von Schlappen eingelaufen sind, herrscht doch in England große Niedergeschlagenheit über die militärische Lage in Südafrika. General French hat wieder in demselben Landesteil Arbeit, wo er vor 15 Monaten erfolgreich operiert hat. Die Zeitungen bringen so wenig Kriegsnachrichten, daß wieder der Verdacht erweckt wird, daß der Censor viele ungünstigen Nachrichten zurückhält. Einzelne von den Militär-Experten im britischen Unterhause sprachen die Ansicht aus, daß die dem Lord Kitchener zugesandten Verstärkungen ungenügend waren.

Im tropischen Afrika.

Im tropischen Afrika wächst eine einjährige Pflanze aus der Familie der Leguminosen, wozu fast alle unsere Gemüse gehören, die von den Negern weit und breit angebaut und gegessen wird. Sie hat auch schon einige Verbreitung über den schwarzen Erdteil hinaus erfahren und man findet sie gelegentlich im südlichen Asien, auch in Brasilien. Der afrikanische Name, unter dem sie bei den Negern bekannt ist, heißt Woandsu, während sie von den Botanikern Glycine Subterranea genannt wird. Der Nahrungsmittel-Chemiker Balland hat neulich, wie der „Schwäb. Merkur" mitteilt, die Frucht des Woandsu, die aus einer Schote mit einem Kern besteht, und wie die Erdnuß (Arachis) unter der Erde reift, auf ihre chemische Zusammensetzung und ihren Nährwert untersucht. Die Proben des Gewächses, die auf der letzten Weltausstellung bei den Erzeugnissen des Congostaates unter der Bezeichnung Pistazien - Bohnen zu sehen waren, stammten aus Bangasso am oberen Ubangi. Der eßbare Kern der Frucht ist eiförmig, dunkelrot, mit schwarzen Streifen und mit einem weißen Nabel, der nicht schwarz umrändert ist wie bei den meisten Bohnen. Er giebt ein sehr weißes Mehl, dessen Geschmack nach dem Kochen durchaus an den der Kastanie erinnert. Durch die Enthülsung verliert er acht Prozent des Gewichts, wie unsere heimischen Bohnen. Das Gewicht der Kerne schwankt zwischen 0,35 und 1,10 Gramm, ihre chemische Zusammensetzung ist folgende: 58 Prozent Stärkestoffe, 19 stickstoffhaltige Substanz, 10 Wasser, sechs Fettstoffe, vier Cellulose und drei Asche. Wenn nach den Lehren der Physiologie angenommen wird, daß der menschliche Organismus täglich 120—130 Gramm stickstoffhaltige Substanz, 56 Gramm Fett und 500 Gramm Kohlenwasserstoffe braucht, so würden diese Bedürfnisse in 1 Kilogramm Woandsu - Bohnen sämtlich enthalten sein. Balland bezeichnet diese Frucht als das erste von ihm gefundene natürliche Erzeugnis, das alle chemischen Eigenschaften eines vollendeten Nahrungsmittels aufweist.

Mormonen-Missionare haben in der Stadt New York einen großen Erfolg gehabt, indem Frau Blair und Fräulein Lizzie Dickerson, die Präsidentin und die Sekretärin der „Christian Endeavor Gesellschaft", sich zu dem Glauben der Mormonen bekehren ließen.

Marktbericht.

Getreidemarkt.

Freitag, den 28. Juni 1901.

Chicago, Ill.

Cash.	
Weizen, No. 2 rot	65 —66
" No. 3 rot	
Korn, No. 2	43½—
" No. 2 gelb	43 —
Hafer, No. 2	27½—

Minneapolis, Minn.

Cash.	
Weizen, No. 2 nördl	62⅜—
Mehl, Second Patents	

Duluth, Minn.

Weizen, No. 2 nördl	60¾—

Kansas City, Mo.

Cash.	
Weizen, No. 2 hart	68⅛—
" No. 2 rot	63½—
Korn, No. 2 gem Cash	42 —
Hafer, No. 2 weiß	30½

Viehmarkt.

Chicago, Ill.

Rindvieh.	
Mittelmäßige Stiere	$5.40—5.80
Kühe, mittelmäßige	2.80—3.80
Kälber, beste	5.75—6.50
Schweine.	
Beste und ordinäre von mehr als 245 Pfd. Durchschnittsgewicht	$5 90-6.10
Do. durcheinander	

Kansas City, Mo.

Rindvieh.	
Stiere, heimische	4.75—5.75
Texas-Stiere	3.25—4.10
Kühe und Färsen	2.85—5.00
Schweine.	
Leichte	5.80—6.05
Schwere	6.10—6.20

Fleisch im kleinen kann man ohne Räucherkammer räuchern und auf folgende Art: Man nimmt den Boden eines größeren Fasses heraus und befestigt quer durch das Faß Stäbe, an denen die zu räuchernden Fleischstücke aufgehängt werden können. Diese kann man vorher noch in Musselinzeug oder auch Papier einhüllen. Dann bringt man Sägespäne von Hartholz auf einen Haufen, legt etwas Birkenreisig darüber und steckt eine rotglühend gemachte Eisenstange hinein. Hierdurch entsteht keine Hitze, sondern nur gelinder Rauch. Darüber wird das Faß gestülpt, so daß nur wenig Luft eindringt. Das Einschieben der glühenden Stange wird einige Tage wiederholt, je nach Stärke der zu räuchernden Fleischstücke.

Ein fremder Mann kam zu Talmage, dem bekannten Prediger, und sagte: „Nun, Herr Talmage, ich glaube an die Affentheorie und will diese Frage mit Ihnen disputieren. Ich glaube auch an die Vernichtungstheorie und bin überzeugt, daß wenn ich sterbe, so ist das Ende von mir.“— „Gott sei Dank dafür!“ rief der witzige Kanzelredner und ließ den Mann verdutzt stehen.